KRITISCHE STUDIEN

ZU DEN

AUFZEICHNUNGEN

DES

PRINZEN KRAFT ZU HOHENLOHE-INGELFINGEN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

EINER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

EBERHARD KARLS-UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN

VORGELEGT

VON

ARNO MULOT

AUS WALLHAUSEN OA. GERABRONN

KRITISCHE STUDIEN

ZU DEN

AUFZEICHNUNGEN

DES

PRINZEN KRAFT
ZU HOHENLOHE-INGELFINGEN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

EINER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

EBERHARD KARLS-UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN

VORGELEGT

VON

ARNO MULOT

AUS WALLHAUSEN OA. GERABRONN

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. Adalbert Wahl

28. November 1929.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

MEINEN

ELTERN.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550010_0096

Inhaltsverzeichnis

Literaturverzeichnis . . . . . I—IV

Einleitung . . . . . 1—4

Die Berliner Märztage von 1848 . . . . . 5—55
(Hohenlohe Bd. 1 S. 16—106)

Die Stellvertretung und Regentschaft in Preußen im Jahre 1857/58 56—67
(Hohenlohe Bd. 2 S. 97/98 und S. 129—134)

Kaiser Napoleons III. Besuch in Baden im Jahre 1860 . . . . . 68—71
(Hohenlohe Bd. 2 S. 285—286)

Das Ende der Neuen Aera und das Ministerium Hohenlohe . . 72—76
(Hohenlohe Bd. 2 S. 304—306)

Die Danziger Rede des Kronprinzen am 5. Mai 1863 . . . . . 77—80
(Hohenlohe Bd. 2 S. 330—332)

Der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Gastein und die Verhandlungen in Baden im Jahre 1863 . . . . . 81—90
(Hohenlohe Bd. 2 S. 345—355)

Einzelheiten . . . . . 91—95
(Hohenlohe 1. und 2. Bd.)

Schluß . . . . . 97—100

Literaturverzeichnis

(Das Stichwort ist vorangestellt)

Abeken, Heinrich, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Aus Briefen zusammengestellt von Hedwig Abeken. Berlin 1898.

Aktenstücke zur preußischen Regentschaftsfrage vom Jahre 1858. Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst. 65. Jahrgang 2. Halbjahrsbd. 1908, S. 689—692.

Allgemeine Zeitung, Augsburg 1856—1862.

Alte Kaiser, der, Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Karl Pagel. Leipzig 1925.

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Bd. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Stuttgart und Berlin 1900.

Arnim-Boytzenburg, Bemerkungen des Grafen . . . . zu der Schrift: Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkte aus geschildert. Berlin 1850.

Bailleu, Paul, König Wilhelm I. und der Frankfurter Fürstentag. Festschrift der Kaiser Wilhelm Gesellschaft. Berlin 1921. S. 262—271.

Bergengrün, Alexander, Staatsminister August Freiherr von der Heydt. Leipzig 1908.

Berliner Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848. Deutsche Rundschau. Bd. 27. 1881, S. 221—241.

Bernhardi, Theodor von, Aus dem Leben . . . . s. Teil 3: Die Anfänge der neuen Aera. Leipzig 1894. Teil 4: Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. Leipzig 1895. Teil 5: Der Streit um die Elbherzogtümer. Leipzig 1895.

Bernstorff, Albrecht von, Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen . . . . Hrsg. von Dr. Albrecht Ringhoffer. Berlin 1906.

Beust, Friedrich Ferdinand Graf von, Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Bd. I. Stuttgart 1887.

Biedermann, Karl, 1840—1870. 30 Jahre deutscher Geschichte. 1. Bd. Breslau 1881.

Bismarck, Otto Fürst von, Gedanken und Erinnerungen. 1. Bd. Stuttgart 1898.

Bismarck-Jahrbuch. Hrsg. von Horst Kohl. 2. Bd. Berlin 1895. 3. Bd. Berlin 1896.

Busch, Moritz, Tagebuchblätter. 1. und 2. Bd. Leipzig 1899.

„ „ Unser Reichskanzler. 1. Bd. Leipzig 1884.

Busch, Wilhelm, Die Berliner Märztage von 1848. Historische Bibliothek. 7. Bd. München und Leipzig 1899. (zit.: Busch).

Ch., E., Beitrag zur Geschichte der Berliner Märztage des Jahres 1848. Historische Zeitschrift. 65. Bd. 1890. S. 78/79.

Circourt, Adolphe de, Souvenirs d'une Mission à Berlin en 1848. Tome I, Paris 1908.

Curtius, Ernst, Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Friedrich Curtius. Berlin 1903.

„ „ Ueber die Berliner Märztage. Von Paul Wentzke. Deutsche Rundschau. Bd. 182. 1920. S. 274—280. (zit.: Curtius).

Diest, Gustav von, Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. Berlin 1898.

Dorien, Kurt, Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag. Historische Bibliothek. 21. Bd. München und Berlin 1910.

Duncker, Max, Politischer Briefwechsel aus seinem Nachlaß. Hrsg. von Dr. Johannes Schultze. Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts. Bd. 12. Stuttgart und Berlin 1923.

Engels, Friedrich, Gesammelte Schriften von Karl Marz und . . . 1841—1850. 3. Bd. Stuttgart 1902.

Fontane, Theodor, Der 18. März. Cosmopolis. Tome 4. 1896. S. 248—270.

Frenzel, Karl, Die Berliner Märztage. Deutsche Rundschau. Bd. 94. 1898. S. 355—373.

Friedjung, Heinrich, Der Krimkrieg und die österreichische Politik. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1911.

Friedrich III., Briefe, Reden und Erlasse des Kaisers und Königs . . . . Gesammelt und erläutert von Dr. Georg Schuster. 2. Aufl. Berlin 1907.

Fröbel, Julius, Ein Lebenslauf. 2. Bd. Stuttgart 1891.

Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Von Hermann Oncken. 1. Bd. Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts. Bd. 22. Berlin und Leipzig 1927.

Genée, Rudolph, Zeiten und Menschen. Berlin 1897.

Gerlach, Ernst Ludwig von, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877. 1. und 2. Bd. Schwerin in Mecklenburg 1903.

Gerlach, Leopold von, Denkwürdigkeiten aus dem Leben . . . . s. 1. Bd. Berlin 1891. 2. Bd. Berlin 1892. (zit.: Gerlach).

Gruner, Justus von, Rückblick auf mein Leben. Deutsche Revue, 26. Jahrgang. 1. Bd. S. 278—288. 2. Bd. S. 333—345. 3. Bd. S. 74—89. 1901.

Hasenclever, Adolf, Zur Geschichte der Neuenburger Frage in den Jahren 1856 und 1857. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 27. Bd. 1914. S. 517—544.

Hassel, Paul, König Albert von Sachsen. 2. Teil. Berlin und Leipzig 1900.

Haym, Richard, Das Leben Max Dunckers. Berlin 1891.

Helfferich, Adolph, Deutsche Briefe aus Paris. Nr. 1. Die Berliner Barrikaden, Pforzheim 1848.

Hirschberg, Herbert Hermann, Der Frankfurter Fürstentag von 1863. Diss. Straßburg 1907.

Keck, Karl Heinrich, Das Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel. Bielefeld und Leipzig 1890.

Lenz, Max, König Wilhelm und Bismarck in Gastein. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen". Deutsche Rundschau. Bd. 129. 1906. S. 197—218 und S. 354—362.

„ „ Die Begegnung König Wilhelms mit Kaiser Franz Joseph in Gastein am 3. August 1863. Staat und Persönlichkeit. Erich Brandenburg zum 60. Geburtstag. Leipzig 1928. S. 169—213. (zit.: Lenz, Staat und Persönlichkeit).

„ „ König Wilhelm und Bismarck in ihrer Stellung zum Frankfurter Fürstentag (1. Stück). Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1929. Philosophisch-Historische Klasse. Heft 7. S. 161—175.

Leo, Heinrich, Signatura temporis. Berlin 1848.

Lüttichau, Graf, Erinnerungen aus dem Straßenkampf, den das Füsilierbataillon 8ten Infanterie-Regiments am 18. März 1848 in Berlin zu bestehen hatte. Berlin 1849.

Major O., Die Flucht des Prinzen von Preußen. Nach den Aufzeichnungen des . . . . im Stabe des Prinzen von Preußen. Stuttgart.

Manteuffel, Otto von, Preußens auswärtige Politik 1850—1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Freiherrn . . . Hrsg. von Heinrich von Poschinger, 3 Bd. Berlin 1902.

„ „ Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Freiherrn . . . Hrsg. von Heinrich von Poschinger. 3. Bd. Berlin 1901. (zit.: Manteuffel).

Meerheimb, F. von, Graf von Wrangel. Beihefte zum Militärwochenblatt 1877. Berlin. S. 355—418.

v. Meyerinck, Die Tätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage des Jahres 1848. Beihefte zum Militärwochenblatt 1891. Berlin. S. 99—168.

Moltke, Helmuth von, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen . . . . . 6. Bd. Briefe. Berlin 1892.

Natzmer, Oldwig von, Unter den Hohenzollern, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals . . . . Bd. 3, Gotha 1888; Bd. 4, Gotha 1889.

Oncken, Wilhelm, Die Flucht des Prinzen Wilhelm von Preußen in den Märztagen 1848. Velhagen & Klasings Monatshefte. Jahrg. 1902/03, 1. Bd. Bielefeld und Leipzig. S. 97—106 und S. 169—178.

Oncken, Hermann, Zur Genesis der preußischen Revolution. Forschung zur Brandenburgischen u. Preußischen Geschichte. 13. Bd. 1900. S. 123—152.

Perthes, Otto, Beiträge zur Geschichte der Märztage 1848. Preußische Jahrbücher 63. Bd. 1889 S. 527—543.

Petersdorff, Hermann von, König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart 1900. (zit.: Petersdorff).

„ Karl Freiherr von Vincke. Allgemeine deutsche Biographie. 39. Bd. Leipzig 1895. S. 756—760.

Philippson, Martin, Das Leben Kaiser Friedrichs III. Wiesbaden 1908.

Poschinger, Margaretha von, Kaiser Friedrich. Bd. 2. Berlin 1899.

Promnitz, Kurt, Bismarcks Eintritt in das Ministerium. Historische Studien. Heft 60. Berlin 1908.

Rachfahl, Felix, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle a. S. 1901. (zit.: Rachfahl, Deutschland etc.).

„ „ König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution im Lichte neuer Quellen. Preußische Jahrbücher. 110. Bd. 1902. S. 264—309 und S. 413—462. (zit.: Rachfahl, P. J.).

Rancke, Leopold, von, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Zweite unveränd. Aufl. Leipzig 1874.

Raveaux, Franz, Rückblicke und Erlebnisse. II. Die rheinische Deputation in den Tagen des 17., 18., 19. März in Berlin. Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben. 1850, I, S. 403—423.

Rellstab, Ludwig, Zwei Gespräche mit Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. Berlin 1849.

v. Roon, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsminister Grafen . . . 1. Bd. 4. Aufl. Breslau 1887.

Rimpler, O., Die Berliner Bürgerwehr im Jahre 1848. Aus den hinterlassenen Papieren des Kommandeurs der Berliner Bürgerwehr . . . Bearbeitet von H. Schaffert. Brandenburg a. H. 1883.

Ruville, Albert, von, Die Lösung der Neuenburger Frage im Winter 1856/57. Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Festschrift zu Gustav Schmollers 70. Geburtstag. Leipzig 1908. S. 333—361.

v. Schleinitz, Aus den Papieren der Familie . . . Berlin 1905.

Schneider, Louis, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bd. I. Berlin 1888.

Schönleins Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Deutsche Revue. 32. Jahrg. 3. Bd. 1907. S. 193—197.

Schulz, Oberst von, Die Berliner Märztage. Vom militärischen Standpunkte aus geschildert. 2. Aufl. Berlin 1850.

Siemens, Werner von, Lebensinnerungen. Berlin 1892.

Stillfried-Alcàntara, Rudolf von, Die Berliner Märztage 1848. Ein Brief des Grafen . . . . Mitgeteilt von Bernhard Kugler. Deutsche Rundschau. Bd. 62, 1890. S. 413—422.

Sybel, Heinrich von, Aus den Berliner Märztagen. Vorträge und Abhandlungen von . . . . Historische Bibliothek. 3. Bd. München und Leipzig 1897.

„ Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Volksausgabe 2. Bd. München und Berlin 1901.

Tümpling, Wolf von, Erinnerungen aus dem Leben des General-Adjutanten Kaiser Wilhelms I. Hermann von Boyen. Berlin 1898.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. 4. Bd. Leipzig 1862.

Vincke, Karl Freiherr von, Ueber die Bewegungen in den Jahren 1847 und 1848. Ungedruckte Briefe desselben. Hrsg. von Professor Dr. Georg von Below. Deutsche Revue. 27. Jahrg. 3. Bd. 1902. S. 91—108.

Wahl, Adalbert, Beiträge zur Geschichte der Konfliktszeit. Tübingen 1914.

Waldersee, Eduard von, Aus den Berliner Märztagen. Aufzeichnungen des Grafen . . . . Berlin 1909.

Weimarer Briefe Kaiser Wilhelms I. Bearbeitet von Johannes Schultze. 2. Bd. Berlin und Leipzig 1924.

Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt und erläutert von Ernst Berner. 1. Bd. 1797—1860. Berlin 1906.

Wolff, Adolf, Berliner Revolutions-Chronik. 1. Bd. Berlin 1851.

Rezensionen.

Literarisches Centralblatt für Deutschland 1898, S. 219—220.

Oesterreichisches Literaturblatt, 7. Jahrg. Nr. 23, 1898, S. 729 (v. Helfert).

Deutsche Literaturzeitung, 19. Jahrg. 1898, S. 1685—1692. (Hermann Oncken).

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 18. Bd. 1905, S. 651—656 (Hermann Granier).

Deutsche Rundschau, Bd. 124, 1905, S. 475—476.

Allgemeines Literaturblatt, 15. Jahrg., Nr. 1, 1906, S. 10—11 (v. Helfert).

Forschungen zur Brandenburgischen und preußischen Geschichte. 20. Bd. 1907, S. 593—600 (Hermann Granier).

Einleitung

Im Jahre 1897 erschien der erste Band der „Aufzeichnungen aus meinem Leben" des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen[1]). Die fünf Jahre, die dem Willen des Prinzen gemäß nach seinem Tode verfließen sollten, bevor die Veröffentlichung stattfinde, waren vorüber. Im Vorwort teilt uns Generalleutnant z. D. Arved von Teichman und Logischen (S. IV) mit: „in der Schilderung seiner Erlebnisse, in der persönlichen Beurteilung von Verhältnissen und Personen durfte nichts geändert werden, die Eigenart des Werkes mußte nach Form und Inhalt erhalten bleiben, um des Prinzen Persönlichkeit unverändert hervortreten zu lassen; ich habe daher nur hier und da zu kürzen oder für den Leser etwas zu erläutern gehabt, was dann als Anmerkung am Fuß der Seite geschehen ist. Niemals habe ich eigene Ansichten oder Ueberzeugungen zum Ausdruck gebracht." Allerdings scheinen die Kürzungen beträchtlicher zu sein, als man nach diesen Worten annehmen könnte, da der Herausgeber an anderer Stelle gelegentlich äußerte, daß er „einen großen Teil der ursprüglichen Schärfen und Ausfälle des Werkes abgemildert oder gestrichen, daß er aber nicht weiter habe gehen können, um dem Werk nicht seinen Charakter und seine Originalität zu nehmen"[2]). Mit dem Versprechen, daß die ferneren Bände in kurzen Zeitabschnitten einander folgen würden, schließt das Vorwort des ersten Bandes, der die Zeit von 1848 bis 1856 umfaßt.

Aber erst 8 Jahre später, im Jahre 1905, erschien der zweite Band der Memoiren, der bis zum Jahre 1863 führt. Das von den Hinterbliebenen unterzeichnete Vorwort sagt über die Verzögerung (S. III): „Durch das unerwartete Hinscheiden Seiner Excellenz des Herrn Generalleutnants von Teichmann und Logischen, der mit selbstloser Hingabe und Treue den ersten Band des vorliegenden Werkes herausgegeben, wurde die Fortsetzung plötzlich unterbrochen, und widrige Zeitverhältnisse zwangen uns die Veröffentlichung zu vertagen, um so länger, als es noch nicht an der Zeit war damit hervorzutreten." Wir wollen erklärend hinzufügen, daß man vielfach Anstoß genommen hatte an den im ersten Band der Memoiren enthaltenen scharfen und absprechenden Urteilen über Persönlichkeiten, die noch unter den Lebenden weilten. Um für die Zukunft etwas derartiges zu vermeiden, hatte man es wohl für angebracht gehalten, die Veröffentlichung der weiteren Bände noch einige Jahre zu verschieben. Ueber die Art, wie der neue Herausgeber, Oberstleutnant von Bremen, die Memoiren bearbeitet hat, sagt das Vorwort nichts. Doch in der Schärfe des Tons

[1]) Für den Lebenslauf des Prinzen verweise ich auf die vom Herausgeber dem ersten Band beigegebene Lebensskizze (S. XI - LIII).

[2]) vgl. die Besprechung des zweiten Bandes durch Hermann Granier in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 18, 1905 (S. 651 - 656) S. 651.

steht der zweite Band entschieden hinter dem ersten zurück, und man muß annehmen, daß Abstriche in weit beträchtlicherem Umfang vorgenommen worden sind.

In rascher Folge erschienen dann, gleichfalls von Oberstleutnant von Bremen herausgegeben, 1906 der dritte, 1907 der Schlußband. Auch in diesen Bänden, die die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 behandeln, gab der Herausgeber keine Aufklärung, inwieweit Streichungen im Text oder Abschwächungen vorgenommen worden sind, doch ging der allgemeine Eindruck dahin, daß die Kontrolle bei den beiden letzten Teilen des Memoirenwerkes noch verstärkt worden war. Am deutlichsten hat diesem Gefühl Hermann Granier Ausdruck gegeben, wenn er schreibt[1]): „Die wissenschaftliche Anzeige der letzten Bände der nun zu Ende geführten Veröffentlichung der Hohenloheschen Memoiren wird dem Referenten einigermaßen erschwert durch die Erkenntnis, daß wir es hier weniger mit einer Publikation als mit einer Bearbeitung zu tun haben, so daß sich bei jedem größeren Abschnitte von selbst die zweifelnde Frage aufdrängt, was hat denn Hohenlohe eigentlich noch geschrieben, was ist dem Rotstift des Zensors zum Opfer gefallen."

Fast ebensowenig wie über die Bearbeitung der einzelnen Bände durch die Herausgeber erfahren wir über die Entstehung der Memoiren. General von Teichmann und Logischen teilt uns im Vorwort zum ersten Band nur mit (S. IV), daß der Prinz die Arbeit in den Jahren 1881—1883 niedergeschrieben hat. In welchem Umfang er etwa auf gleichzeitig geführte Tagebücher zurückgreifen konnte, wird nicht gesagt. Gelegentliche Bemerkungen im Text der Memoiren[2]) weisen in einzelnen Fällen auf frühere Aufzeichnungen zurück. Gestützt auf diese Notizen scheint Hohenlohe den Stoff nach der Erinnerung gestaltet zu haben, wobei für den dritten und vierten Band, besonders für die Schilderung der Feldzüge von 1866 und 1870/71 wohl umfangreichere gleichzeitige Niederschriften zur Verfügung standen wie für die beiden ersten Bände.

Das Memoirenwerk, eines der hervorragendsten Erscheinungen seiner Art, liegt abgeschlossen vor uns. Sein literarischer und ästhetischer Wert wurde allgemein aufs höchste gerühmt[3]). Wie lautete das Urteil über den Quellenwert der Aufzeichnungen? Eine beinahe unerschöpfliche Fülle interessanten Materials war vor uns ausgebreitet und verlangte kritische Stellungnahme. Sie erfolgte in sehr verschiedenem Sinne. Im Vorwort des ersten Bandes hieß es (S. III): „Die Stellung des Prinzen als Adjutant zweier Monarchen gab ihm Gelegenheit, weltbewegende Ereignisse aus unmittelbarer Nähe in ihrer Entwicklung zu beobachten. Seine überaus rasche Laufbahn als Soldat führte ihn schon in jungen Jahren auf hervorragende, einflußreiche Plätze, auf denen er als Führer seiner Truppen im Kriege sowie als Berater und Lehrer derselben im Frieden sich auszuzeichnen vielfache Gelegenheit fand". Einerseits ging man nun so weit, einzelne Er-

[1]) In der Besprechung des dritten und vierten Bandes in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 20. Bd. 1907 (S. 593—600) S. 593.

[2]) z. B. Bd. 1 S. 256 „Ich finde jetzt in meinen Notizen aus der damaligen Zeit", S. 344 „Ich schrieb mir den Speisezettel auf".

[3]) Ich verweise auf die ausführliche Würdigung am Schluß meiner Arbeit.

zählungen Hohenlohes wörtlich zu übernehmen und für beglaubigte Wahrheit auszugeben[1]). Auf der anderen Seite wurde überscharfe Kritik geübt: Heinrich Friedjung sprach von der „selbstgefälligen, alle Tatsachen auf den Kopf stellenden Weise" des Prinzen[2]). Manche Einzelheiten wurden in den Besprechungen berichtigt, einige wenige Partien der Memoiren in größeren Werken einer eingehenden Kritik unterzogen[3]). Alle diese Auseinandersetzungen mit den Memoiren blieben aber bisher vereinzelt, auf kleinen Umfang beschränkt oder in andere Zusammenhänge eingesprengt.

So erschien es zweckmäßig und verlockend, sich in einer ausführlicheren Arbeit mit den Memoiren zu befassen und eine kritische Untersuchung über ihren Quellenwert in umfassenderer Weise durchzuführen. Selbstverständlich war bei der Fülle des in den vier Bänden gebotenen Materials eine Beschränkung nötig. Diese ist in doppelter Weise erfolgt: Ich habe einmal den dritten und vierten Band beiseite gelassen, weil die starken Eingriffe des Herausgebers es hier unmöglich machen, gerade die Eigentümlichkeiten des Verfassers deutlich herauszuheben, und weil vor allem der ganz überwiegend militärische Inhalt die Kritik einer fachgemäßen und berufenen Feder verlangt. Ich habe weiterhin in den beiden ersten Bänden hauptsächlich die Partien herausgegriffen, in denen des Prinzen Berichte in Beziehung treten zu historisch bedeutsamen Ereignissen, dagegen übergangen, was rein persönlichen Charakter trägt, da für das Persönliche uns meist jegliches Kontrollmaterial fehlt, und der Historiker diesen Teilen der Memoiren, so lesenswert sie an sich sind, doch ein geringeres Interesse entgegenbringt. Auf diese Weise sind im ersten Band die in hohem Grade fesselnden umfangreichen Ausführungen über 1848 einer ausführlichen Kritik unterzogen, im zweiten Band besonders Hohenlohes Aufzeichnungen über die Stellvertretung und Regentschaft im Jahre 1857 8 und über den Besuch des Kaisers Franz Joseph in Gastein und die Verhandlungen in Baden im Jahre 1863 eingehend untersucht worden. Wie schon der Titel der Arbeit sagt, haben mich dabei die Untersuchungen verschiedentlich zu weitergreifenden Betrachtungen und Ausführungen geführt. Drei kleinere Untersuchungen und eine zusammengefaßte Berichtigung einer größeren Zahl von Einzelheiten der beiden ersten Bände erweitert die kritische Sichtung der Erinnerungen. Auf der Grundlage dieser zusammenhängenden kritischen Betrachtungen will ich endlich zum Schluß unsere Ergebnisse zusammenfassen und verwerten und auf diese Weise zu einem gültigen Gesamturteil über den Quellenwert und die Fehlerquellen der Memoiren gelangen.

Es erscheint zweckmäßig vor den Einzeluntersuchungen noch allgemein auf die Frage einzugehen, ob Hohenlohe wie so viele moderne Memorienschreiber gedrucktes Material, Darstellungen usw. bei der Abfassung der Memorien benützt hat. Auch hier besteht eine gewisse Schwierigkeit in dem Mangel einer genauen Kenntnis, was an der endgültigen Gestalt der Memoiren dem Verfasser, was dem Bearbeiter

[1]) So Herbert Hermann Hirschberg, Der Frankfurter Fürstentag, Straßburg, Diss. 1907, s. u. S. 81.

[2]) Heinrich Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik, 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1911 S. 74 Anm. u. S. 92.

[3]) Die einzelnen Nachweise werden im Laufe der Arbeit gegeben.

zuzuschreiben ist. Doch läßt sich mit Sicherheit sagen, daß irgend ein wesentlicher Einfluß anderweitiger Literatur in den beiden ersten Bänden nicht festgestellt werden kann. In zwei Fällen, bei denen eine starke Aehnlichkeit mit anderwärts erschienenen Büchern zutage tritt, handelt es sich um Nebensächlichkeiten. Wir werden am gegebenen Ort (S. 20 und S. 90) näher darauf eingehen. Außerdem erfahren wir, daß Hohenlohe Sybels „Begründung des Deutschen Reiches usw." gelesen hat, nachdem er sein Werk bereits niedergeschrieben hatte. In einer nachträglichen Anmerkung aus dem Jahr 1891 weist der Prinz darauf hin (Hohenlohe Bd. II S. 347), daß Sybel die Zusammenkunft von Gastein anders darstelle, fügt aber hinzu, „die Sache verlief so, wie ich sie hier erzählte, nicht nach Sybels Darstellung". Tatsächlich hat sich Hohenlohe auch sonst völlige Unabhängigkeit gegenüber Sybel gewahrt. Es geht dies am deutlichsten daraus hervor, daß der Herausgeber an vielen Stellen in Anmerkungen die Ansichten Sybels den völlig anders lautenden Ausführungen Hohenlohes gegenüber gestellt hat. Dieselbe Selbständigkeit wie gegenüber Sybel hat sich Hohenlohe in allen wesentlichen Punkten sichtlich auch gegenüber anderem in Frage kommenden Material, soweit es ihm zu Gesicht kam, festgehalten. Es entspricht dies sowohl dem Charakter des Prinzen, den eine energisch gewahrte Eigenwilligkeit auszeichnete, wie auch der Absicht, die er bei der Abfassung seiner Memorien verfolgte, und die der Herausgeber in der Einleitung folgendermaßen kennzeichnet (Hohenlohe Bd. I S. III): „Der Prinz wollte keine Geschichte schreiben; er selbst sagt, daß die ins Einzelne gehende Geschichte der Ereignisse durch Unvollkommenheit des Standpunktes und der Quellen, persönliche Absichten und Interessen, Eitelkeit, Selbstsucht, Eigennutz und Parteirücksicht sehr oft in schneidenden Widerspruch mit den Ereignissen selbst gerät, und betont den Unterschied, die Ereignisse selbst zu erleben oder zu schreiben, d. h. in ihren Zusammenhang, ihren Gründen und Folgen genau zu untersuchen und sachlich richtig darzustellen. Seine Arbeit wollte nur Selbsterlebtes wahrhaft, dem persönlichen Einspruch entsprechend, lebendig wiedererzählen und damit den Leser gleichzeitig fesseln und unterrichten".

Die Berliner Märztage von 1848

(Hohenlohe Band 1 S. 16—106)

Auf die Nachricht von dem Umsturz in Paris war eine deutliche Veränderung in dem öffentlichen Leben Berlins bemerkbar. Die Pariser Ereignisse wurden in der Oeffentlichkeit eifrig besprochen, und bald darauf kam es auch zu größeren Volksversammlungen. Hohenlohe schreibt darüber (S. 19): „In der zweiten Woche des Monats März nahm die Gärung bestimmtere Gestalt an. Es erschienen gedruckte Plakate an den Straßenecken und forderten zu Volksversammlungen auf, die in Berlin im Tiergarten ‚unter den Zelten' abgehalten werden sollten. Obgleich die Plakate alsbald von der Polizei entfernt wurden, so erschien doch eine große Volksmenge an dem bezeichneten Ort. Sobald man davon Nachricht hatte, wurden die gefechtsbereiten Truppen an das Königliche Schloß beordert, wo sie in dem Lustgarten zu jeder Verwendung bereit standen. . . Unzählige Menschen gingen im Tiergarten spazieren und begaben sich schon aus Neugierde nach der Volksversammlung unter den Zelten, wo also vielleicht nur ein Prozent der Anwesenden zu den Aufrührern gerechnet werden konnte. Die erste Volksversammlung wurde daher auch ohne Mühe auseinander gebracht. Polizei erschien und forderte die Menschen auf, nach Hause zu gehen, weil die Versammlung nicht geduldet werde. Da gingen die Menschen nach Hause, und als von allen Seiten Nachrichten einliefen, daß alles in Berlin ruhig sei, wurden auch wir wieder in die Kaserne geschickt".

Diese Angaben bedürfen einer weitgehenden Berichtigung[1]). Bei den ersten Zusammenkünften im Tiergarten war das Militär noch nicht auf den Plan gerufen worden. Am 6. März war die erste, noch sehr mäßig besuchte Volksversammlung bei den sogenannten „Zelten" abgehalten worden. Am 7. März folgte eine zweite, schon stärker besuchte Versammlung. Die Wache am Königlichen Schloß wurde an diesem Tag um 50 Mann verstärkt. Die dritte Versammlung am 9. März, bei der eine lebhafte Agitation bemerkbar war, wies schon eine recht hohe Teilnehmerzahl auf — wir hören von ungefähr 3000 Anwesenden[2]). Natürlich befanden sich unter den Versammelten, wie Hohenlohe richtig bemerkt, viele Neugierige. Jetzt erst wurden die ersten umfangreicheren militärischen Vorkehrungen getroffen. Von abends 10 bis 1 Uhr besetzte ein Bataillon das Schloß, drei Kompagnien die Artilleriewerkstätten. Von der Verwendung der Artillerie, auf die die Worte Hohenlohes, der damals bei der zweiten reitenden Batterie der Garde-Artillerie-Brigade stand, hindeuten, hören wir sogar erstmals am

[1]) vgl. zum folgenden: Oberst von Schulz, Die Berliner Märztage. Vom militärischen Standpunkte aus geschildert. 2. Aufl. Berlin 1850; v. Meyerinck, Die Tätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage des Jahres 1848. Beihefte zum Militärwochenblatt 1891, Berlin. S. 99—168.

[2]) Schulz, a.a.O. S. 5; Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer, Bd. 3, Gotha 1888, S. 183; Aus den Berliner Märztagen. Aufzeichnungen des Grafen Eduard von Waldersee, Berlin 1909, S. 4; Adolf Wolff, Berliner Revolutions-Chronik, 1. Bd. Berlin 1851, S. 27.

12. März[1]). Ein weiterer Irrtum Hohenlohes besteht in der Annahme, daß die Polizei anfangs gegen die Volksversammlung bei den „Zelten" eingeschritten sei. In Wirklichkeit wurde im Gegenteil von der Polizei zunächst nichts gegen die Versammlungen unternommen, und es ist von Interesse, gerade auf diesen Punkt, in dem sich Hohenlohe falsch unterrichtet zeigt, näher einzugehen.

Ihr Verhalten trug der Polizei ernste Vorwürfe ein und ist sicher mit ein Grund für das Mißtrauen, das man später dem Polizeipräsidenten von Minutoli gegenüber hegte und das, wie wir sehen werden, sich auch bei Hohenlohe findet. Die anklagenden Stimmen sind zahlreich. Leopold von Gerlach berichtet:[2]) „In den Zelten waren Versammlungen, es wurden dort Reden gehalten, was man ruhig duldete". Heinrich Abeken schreibt in einem Brief an Bunsen am 17. März 1848[3]): „Es waren schon in voriger Woche fast täglich im Tiergarten, an den sogenannten ‚Zelten', Versammlungen gehalten worden . . . Man ließ alle diese Sachen ruhig gehen und verbot nicht einmal die Versammlungen". Ludwig Rellstab erzählt[4]): „Bis dahin [13. März] waren im Tiergarten in den sogenannten Zelten, unstreitig mit zu fahrlässiger Ueberwachung durch die Polizeibehörden, allabendlich Volksversammlungen gehalten worden". Bei Waldersee finden wir (a.a.O. S. 4): „Um sich über dieses Treiben [am 9. März], welchem die Polizei ebenso wie dem Zuströmen von fremden Aufwieglern keine Hindernisse entgegensetzte, Nachricht zu verschaffen, wurden von Zeit zu Zeit Kundschafter (in Zivil) nach dem Tiergarten geschickt". Karl Biedermann endlich sagt bezeichnenderweise:[5]) „Durch die Untätigkeit des Kerns der Bürgerschaft und ihrer gesetzlichen Organe geriet die Bewegung vorwiegend in die Hände jüngerer Leute, zum Teil Unberufener oder Solcher, die aus der Agitation ein Geschäft machten".

Wer trägt nun eigentlich die Schuld an der Untätigkeit der Polizei? Die verschiedenen Berichte von maßgebender Seite stimmen darüber keineswegs überein. Felix Rachfahl schreibt:[6]) „In seinen . . . ‚Erinnerungen' beschwert sich Minutoli auf das bitterste darüber, daß Bodelschwingh seinen Mitteilungen über die in der Stadt herrschende Erregung zu wenig Gewicht beigelegt habe. Als einen Beweis dafür, wie sehr Bodelschwingh die Bewegung von Anfang an unterschätzt habe, erzählt Minutoli, der Minister hätte zuerst die Volksversammlungen vom 7. und 9. März verbieten wollen, schließlich jedoch erwogen, daß es angemessener erscheine, die Sache der öffentlichen Kritik zu überlassen, als ihr durch Zwangsmaßregeln ein allzu großes Gewicht beizulegen und Gewalt zu provozieren; am Abende des 9. März sei Bodelschwingh sogar selbst unter den Zelten gewesen und habe dort aus eigener Veranlassung den früher erteilten Verhaftungsbefehl wider die Verfasser der sogenannten Löwenadresse zurückgenommen". Nach dieser Darstellung scheint Minutoli von Anfang an selbst nicht mit der Duldung der Volksversammlung einverstanden gewesen, durch den Minister von Bodelschwingh aber an etwaigen Maßnahmen verhindert worden zu sein.

[1]) Meyerinck, a.a.O. S. 102.
[2]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs, 1. Band, Berlin 1891, S. 131.
[3]) Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin 1898, S. 142/3.
[4]) Zwei Gespräche mit Seiner Majestät dem König Friedrich Wilhelm IV., Berlin 1849, S. 20.
[5]) 1840—1870, 30 Jahre deutscher Geschichte, 1. Bd. Breslau 1881, S. 238.
[6]) König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner März-Revolution im Lichte neuer Quellen. Preußische Jahrbücher, 110. Bd. 1902 (S. 264—309 und S. 413—462) S. 283.

Einer solchen Auffassung stehen aber verschiedene Zeugnisse entgegen, die darauf hindeuten, daß es gerade Minutoli war, der am Anfang die Volksversammlungen für bedeutungslos hielt, ja ihnen sogar mit einem gewissen Wohlwollen gegenüberstand. Einmal lautet eine Notiz des allerdings nicht sehr zuverlässigen Varnhagen von Ense[1]) vom 12. März 1848: „Der Präsident von Minutoli hat geraten, einige Volksversammlungen zu gestatten, man mindere die Aufregung, er habe die Sachen in der Hand; dies ist gebilligt worden". Auf eine solche Haltung Minutolis deuten aber auch die Worte Bodelschwinghs in einem Brief vom 30. März 1848 an den Geheimen Regierungsrat a. D. Fallenstein:[2]) „Der Polizeipräsident von Minutoli glaubte zu lange an seine Popularität und glaubte dadurch zu beschwichtigen". Daß Bodelschwingh den Verhaftungsbefehl „aus eigener Veranlassung" zurückgenommen habe, widerspricht auch der Erzählung, die Bismarck von Minutoli erhalten haben will:[3]) „Der Minister von Bodelschwingh habe ihn Mitte März kommen lassen und Besorgnis über die herrschende Gärung geäußert; darauf habe er denselben in eine Versammlung vor den Zelten geführt. Nachdem Bodelschwingh die dort gehaltenen Reden angehört, habe er gesagt: ‚Die Leute sprechen ja ganz verständig, ich danke Ihnen, Sie haben mich vor einer Torheit bewahrt'." Auch Waldersee (a.a.O. S.4) weiß am 9. März zu erzählen, daß die Arretierung, die Bodelschwingh bereits verfügt hatte, unterblieb, „weil der Polizeipräsident von Minutoli sich derselben widersetzte". Ebenso tragen die bei Wolff (a.a.O. S. 18/20) verzeichneten Mitteilungen Minutolis vom 8. März an die Deputierten der Zeltenversammlung ein Gepräge, das mit den letzteren Angaben völlig übereinstimmt. Minutoli habe danach ausgeführt, „wie er der gestrigen Versammlung durchaus nichts habe in den Weg legen wollen, weil er den Drang der Zeit zu würdigen wisse, wie er ferner sich freue, daß die Leiter der Bewegung einen außerhalb der Stadtmauern Berlins gelegenen Versammlungsort für ihre Zwecke bestimmt haben, wodurch allerdings die Polizei der ‚unangenehmen Pflicht' enthoben worden sei, Maßregeln gegen das Zustandekommen der Versammlung, die innerhalb der Stadt nicht hätte geduldet werden können, zu ergreifen". Minutoli habe nur davor gewarnt, die von der Versammlung beschlossene Adresse unmittelbar vor den Thron zu bringen. Wenn man zu diesem Zweck in großem Zuge vor das Schloß ziehen wolle, „so würde jedes Mittel, welches die Polizei- und Militärgewalt biete, angewendet werden, die Ausführung dieser Absicht zu verhindern". Zum Schluß habe Minutoli noch einmal betont: „ich würdige, wie ich schon gesagt, diese Bewegung, ich wollte Sie nur von den Absichten des Königs und den dadurch bestimmten Maßregeln der Polizei in Kenntnis setzen, ich habe weder etwas gegen das Verbreiten der Adresse, noch gegen eine nochmalige Versammlung". Ganz entsprechend wurde in der Versammlung vom 9. März das freundliche Entgegenkommen des Herrn von Minutoli gerühmt, wie denn der Polizeipräsident überhaupt bei der Bürgerschaft in dem Rufe eines freisinnigen Mannes stand und deshalb sehr populär war[4]). Ein letzter Beweis endlich,

[1]) K. A. Varnhagen von Ense, Tagebücher, Bd. 4, Leipzig 1862, S. 275/6.
[2]) Gustav Diest, Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. Berlin 1898, S. 18/19.
[3]) Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 1. Bd. Stuttgart 1898, S. 29.
[4]) vgl. Karl Frenzel, Die Berliner Märztage. Deutsche Rundschau, Bd. 94, 1898 (S. 355—373) S. 362.

daß Minutoli nicht von Anfang an die Bewegung in dem von ihm angegebenen Sinne eingeschätzt hat, ist, daß er in seinen Erinnerungen selbst später die gegenseitige Erbitterung und damit die eigentliche Unruhe erst vom 12. März an datiert (s. u. S. 19 f). Die Verantwortung für die Untätigkeit der Polizei beim Beginn der Bewegung werden wir also doch Minutoli zuschreiben und feststellen müssen, daß er keineswegs von Anfang an der in der Stadt herrschenden Erregung das nötige Gewicht beigelegt hat. Auf seine Erinnerungen, in denen er sich gegenteilig äußert, werden wir noch zu sprechen kommen: Sie tragen eine deutlich apologetische Tendenz, sind vielfach eine nachträgliche Konstruktion und enthalten auch sonst Behauptungen, die im Widerspruch mit der tatsächlichen Haltung des Polizeipräsidenten in den kritischen Märztagen des Jahres 1848 in Berlin stehen.

Wir kehren zu Hohenlohe zurück. Es wurden also weder die Truppen von Anfang an aufgeboten und im Schlosse aufgestellt, noch die ersten Volksversammlungen gestört und aufgelöst. Später, so erzählt der Prinz (S. 20), habe man sich zu einem anderen Vorgehen den Versammlungen gegenüber entschlossen. „Einige Tage lang schien das mildere Urteil über die Bewegung sich als das richtige herauszustellen. Ich weiß nicht, ob auf höheren Befehl, aber es geschah, daß man die Volksversammlung unter den Zelten zwar nicht erlaubte, aber auch nicht auseinander jagte". Hohenlohe selbst scheint übrigens der milderen Auffassung Recht zu geben, wenn er erzählt, daß die Teilnehmer der Zusammenkünfte sich unter Berliner Witzen trennten, nachdem „entsetzlicher Unsinn geschwatzt" worden war, daß ein anderes Mal ein warmer Platzregen der Versammlung ein rasches Ende bereitete, daß endlich ein drittes Mal einen Redner, der zum Barrikadenbau aufforderte, falls bei einem Zug zum Schloß, wo man die Menschenrechte verlangen sollte, die Wache am Brandenburger Tor Widerstand leisten würde, „ein brüllendes Gelächter der Versammlung" zum Schweigen brachte.

Auch hier ist Hohenlohe im Irrtum. Gerade umgekehrt war der Verlauf der Ereignisse. Während die Polizei am Anfang die Versammlungen duldete, wurde später ein anderes Vorgehen unumgänglich. Der Ernst der Lage war nicht mehr zu verkennen. Die Zahl der Teilnehmer der Versammlungen unter den Zelten war stetig gestiegen, die Reden waren immer kühner und aufreizender geworden. Rellstab (a.a.O. S. 20) spricht von den „aufregendsten Reden", die in den Volksversammlungen gehalten wurden, und Diest, der selbst anwesend war, sagt (a.a.O. S. 5): „Von Tag zu Tag stieg die Zahl ihrer Besucher; der Ton, welcher aus den Reden der Agitatoren hervorklang, verstieg sich immer mehr in die Fieberhitze, ja in die Tollheit hinein"[1]). Auch der Polizeipräsident hielt die Lage nun für sehr bedenklich, und so berichtete das Polizeipräsidium am 13. März an das Gouvernement, daß man sich rüsten müsse, da die Haltung der Arbeiter herausfordernd und frech sei, und es nicht unwahrscheinlich sei, daß in verschiedenen Teilen der Stadt Auftritte beginnen würden. Neben anderen Maßnahmen sei die Besetzung des Königlichen Schlosses und die Bereithaltung von Kavallerie nötig. An demselben Abend versammelte sich dann auch wirklich eine riesige Menge bei den Zelten. „Anfangs beinahe unbedenklich, erhielt das Ganze nach Einbruch des

[1]) vgl. Schulz, a.a.O. S. 13, Waldersee, a.a.O. S. 4 und Biedermann a.a.O. S. 238.

Abends durch das Hervortreten der Hauptwühler eine entschieden politische Färbung; es wurden Reden gehalten, welche die nackte Rebellion predigten“[1]). Von militärischer Seite waren umfassende Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden, und es kam verschiedentlich zu Zusammenstößen des Militärs mit den von den Zelten in die Stadt strömenden Teilnehmern der Versammlung. Deshalb erschien am 14. März eine Bekanntmachung des Gouvernements und des Polizeipräsidiums, worin ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, daß Volksversammlungen unerlaubt seien, und die Aufforderung an das Publikum erging, sich an derartigen Zusammenkünften nicht zu beteiligen[2]).

Die Bewegung aber ging unaufhaltsam weiter. Hohenlohe erzählt (S. 20/21): „Indessen an anderen Orten in Berlin ereigneten sich Szenen, welche bewiesen, daß es eine Partei gab, welche nicht gesonnen war, es bei derartigen parlamentarischen Spielereien bewenden zu lassen. Vor der Königswache rottete sich, ich glaube, es war am 15. März, eine Schar zusammen und machte Miene, die Wache zu stürmen. Die Wachen waren verstärkt. Hier stand der sehr entschlossene Hauptmann von Cosel . . . Er erhielt Befehl, die Menge zu zerstreuen. Alle gesetzlich vorgeschriebenen Ermahnungen und Signale, die dem Gebrauch der Waffe vorangehen müssen, waren erfolglos. Die Menge tobte und insultierte weiter, und Cosel konnte eine Salve geben lassen. Statt dessen ließ er nur zwei Flügelrotten vortreten, instruierte einige sichtbare Rädelsführer aufs Korn zu nehmen, und kommandierte Feuer für diese sechs Gewehre. Einige Anführer stürzten, und die Menge lief was sie konnte“.

Der Zusammenstoß der von Hauptmann von Cosel geführten Truppe mit der demonstrierenden Menge vor der Königswache war ein viel besprochenes Ereignis. Hohenlohes Erzählung ist in einigen Punkten nicht genau[3]). Der Verlauf des Vorfalls war folgender: Da sich am Mittag des 16. März große Menschenmassen vor dem Zeughaus versammelt hatten, war das Kaiser-Alexander-Regiment herangezogen worden. Von diesem besetzte das erste Bataillon das Schloß, das zweite und das Füsilier-Bataillon das Zeughaus; ein Zug des Füsilier-Bataillons besetzte das Palais des Prinzen von Preußen. Gegen Abend erfolgte der Befehl, das Palais durch eine ganze Kompagnie zu schützen. Hauptmann von Cosel wollte den Rest seiner Kompagnie, einen Zug, vom Finanzministerium aus dorthin führen[4]). Inzwischen waren Mitglieder der Schutzkommission vor der Königswache mit der Volksmenge in Konflikt geraten. Sie mußten in die Wache flüchten, die Wache selbst wurde bedroht. Nobiling allerdings behauptet[5]), daß die Menge sich gar nicht gegen die Wache wandte, sondern einem Herrn Wolff, einem Mitglied der Schutzkommission, folgte, der in dem Kastanienwäldchen auf Cosel stieß. Auf Aufforderung des Herrn Wolff hin habe Cosel den Haufen, der den Wolff insultierte, in die von Spaziergängern wimmelnde Straße Unter den

[1]) Schulz, a.a.O. S. 9.

[2]) Ebenda S. 11; Meyerinck, a.a.O. S. 102; vgl. auch Varnhagen, a.a.O. S. 277.

[3]) vgl. zum folgenden Schulz, a.a.O. S. 18/19; Meyerinck, a.a.O. S. 106/107; Gerlach, a.a.O. I S. 132 33; Frenzel, a.a.O. S. 365 66; Rellstab, a.a.O. S. 33/34; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 277 78; Abeken, a.a.O. S. 144; Wolff, a.a.O. S. 89ff; Felix Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner März-Revolution, Halle a. S. 1901, S. 132; Heinrich Leo, Signatura temporis, Berlin 1848, S. 20; Rudolf Genée, Zeiten und Menschen, Berlin 1897, S. 58/9.

[4]) Meyerinck spricht von einer ganzen Kompagnie, die dorthin marschierte, es handelte sich aber nur um einen Zug, der zur Verstärkung dorthin geführt werden sollte.

[5]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 278.

Linden getrieben und dort nach verschiedenen Seiten gefeuert. Rachfahl will auf Grund dieser Bemerkung Nobilings feststellen, daß von einer „Bedrohung der Hauptwache" bei dieser Gelegenheit demnach keine Rede sein könne[1]). Dem steht aber eine Reihe von Zeugnissen gegenüber. Außer Schulz (a.a.O. S. 19) und Meyerinck (a.a.O. S. 107) weiß auch Rellstab (a.a.O. S. 33) von der Bedrohung der Wache. Er, der sich an Ort und Stelle bei den Wachtmannschaften nach dem Hergang erkundigte, erzählt, daß ihm ein ehrenfester Bürger, der sich bei den Wachtmannschaften befand, mit bewegter Stimme gesagt habe: „Ja, es ist geschossen worden, aber glauben Sie mir, es war nicht anders möglich, es mußte geschehen, denn wir wären sonst von der wilden Masse übermannt worden". Frenzel, der sicher nicht voreingenommen ist, sagt doch (a.a.O. S. 365/66): „Fort mit den Soldaten! verdichtete sich immer mehr zur allgemeinen Forderung, zu dem immer stürmischer werdenden Ruf. So auch an jenem Nachmittag. Die neue Wache hatte damals noch kein Gitter, das sie vorn und an den Seiten abschloß. Kein Hindernis trennte die vordrängende Menge von den Soldaten. Der Schreier und Tober waren nicht viele, um so überwältigender die Masse der Gaffer und der Müßiggänger. Vorn gab es Streit. Wollten seine Bedroher ihm nach, oder glaubte der Offizier sich in Gefahr — ein kurzer Trommelschlag, und da niemand vom Platz wich — Gewehrfeuer". Auch die Tatsache, daß Genée (a.a.O. S. 59) und Frenzel (a.a.O. S. 366), die beide anwesend waren, irrtümlicherweise glaubten, daß die Wache die Schüsse abgegeben habe, ist ein indirekter Beweis dafür, daß sich die Menge eben gegen die Wache wandte. In der Aufregung hatten sie nicht bemerkt, daß Hauptmann von Cosel inzwischen mit seinem Zug angerückt war. Nach diesen Zeugnissen glauben wir doch an der auch von Rachfahl ursprünglich geteilten Auffassung[2]), die eine Bedrohung der Wache annimmt, festhalten zu müssen. Wir sehen auch gar nicht ein, weshalb ein solches Vorgehen der Menge gegen die Wachtruppen so unwahrscheinlich sein soll, nachdem am Tag vorher die Truppen vor den Steinwürfen des Pöbels in das Schloßportal zurückgezogen werden mußten[3]).

Während die Menge so gegen die Wache vorging, rückte also der ungefähr hundert Mann starke Zug unter Hauptmann von Cosel an[4]). Auf einer Seite flohen die Demonstranten, als Hauptmann von Cosel zum Auseinandergehen aufforderte. Der am Prinzessinnenpalais stehende Haufe aber folgte der Aufforderung nicht, im Gegenteil wurden von dort höhnische Zurufe gegen das Militär laut. Als die auf dieser Seite stehende Menge trotz mehrfacher Aufforderung nicht wich, ließ von Cosel eine Sektion vortreten und Feuer geben. Die Behauptung Nobilings (s.o), daß nach verschiedenen Seiten hin gefeuert worden sei, ist ein Irrtum, der sich wohl aus der vorhergehenden Schwenkung der Truppe nach den zwei Seiten, auf denen die Menge stand, erklärt. Hohenlohe ist, um es zusammenzufassen, also insofern falsch berichtet worden, als er glaubt, Hauptmann von Cosel habe die Wache kommandiert, und von einem

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 278 Anm. 7.

[2]) Rachfahl, Deutschland etc. S. 132.

[3]) Ebenda S. 130 Anm. 1.

[4]) Gerlach (a.a.O. I S. 132) gibt fälschlich an, daß der Zug von dem Palais des Prinzen von Preußen nach der Wache marschiert sei (danach Leo, a.a.O. S. 20). Rachfahl (Deutschland etc. S. 132) hat den Irrtum übernommen. In Wirklichkeit war der Zug umgekehrt auf dem Weg zum Palais des Prinzen von Preußen.

Befehl spricht, den er erhalten habe, die Menge zu zerstreuen. Auch scheinen nicht, wie Hohenlohe schreibt, die Rädelsführer, sondern unglücklicherweise Unschuldige von den Kugeln getroffen worden zu sein[1]). Genée allerdings ist darüber im Zweifel. Er sagt (a.a.O. S. 59): „Natürlich wurden auch hierbei wieder ‚Unschuldige' getroffen. Es war ja dies immerhin möglich, aber bezeichnend ist es, daß in den schnell sich weiter verbreitenden Schreckensnachrichten bei solchen Szenen gewöhnlich unter den Opfern ein Weib oder wohl gar ein Kind sein sollte". Ueberhaupt muß man bedenken, daß die Führer der Bewegung gewillt waren, es zu einer Auseinandersetzung mit dem Militär kommen zu lassen. Ihre Schuld war es, wenn das Militär in eine Lage gedrängt wurde, in der ein energisches Vorgehen unumgänglich war. Nachgiebiges Zurückweichen war hier nicht am Platz.

Wir sprachen von den Führern der Bewegung: dies führt uns zu der vielumstrittenen Frage der Beteiligung ausländischer Emissäre an dem Berliner Aufstand. Auch darüber läßt sich Hohenlohe verschiedentlich aus; S. 16 sagt er: „Es dauerte nur wenige Tage und man konnte in Berlin in den untersten Volksklassen eine bedeutende Gärung wahrnehmen. Wenn ich des Nachts aus den allabendlich stattfindenden Gesellschaften nach Hause ging, konnte ich fast aus jedem Wein- oder Bierkeller, an dem ich vorbeikam, den Gesang der Marseillaise herausklingen hören. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß plötzlich eine bedeutende Menge französischen Geldes in Berlin auftauchte. Namentlich verbreiteten sich die bis dahin dort noch ganz unbekannten Fünf-Frankenstücke in ansehnlicher Menge und in den schlechtesten Kneipen. Es war also klar, daß ganz gewöhnliche Persönlichkeiten in einem Solde standen, der von Frankreich aus gezahlt wurde." Hohenlohe unterstützt diese Behauptung durch die Erzählung über die Vorgänge bei der Erstürmung des Köllnischen Rathauses (S. 32). Auf diese Erzählung, die allerdings völlig unhaltbar ist, kommen wir später zurück. Weiterhin sagt er von den Rebellen (S. 34): „Der größte Teil der Kämpfer bestand aus fremdem Gesindel und aus Arbeitern aus der Hefe des Volkes, in Lumpen gekleidet, nur Hemde, meist vorn offen, und leinene Hose, bis zur Raserei berauscht . . . Von Berliner Bürgern fand sich kein Mensch unter den Kämpfenden. Aus der Klasse der denkenden und gebildeten Berliner Menschen fanden sich darunter nur einige wenige Studenten und andere verführte Leute, welche eben tatendurstig waren. Und diese wie einige wohlgekleidete Polen und Franzosen zeigten Mut". Endlich erzählt Hohenlohe noch, wie er am 20. März sich am Zeughaus bei der Waffenverteilung befunden habe. Dabei habe er folgendes erlebt (S. 58): „Ich hörte (ich war in Zivil), wie zwei sehr anständig gekleidete Herren sich darüber unterhielten. ‚Il fallait avoir ceci deux jours plus tôt' sagte der eine, à présent c'est trop tard' — ‚malheur pour nous'. Es waren also ein paar richtige Sendboten der Aktionspartei".

Die Behauptung, daß von Berliner Bürgern sich kein Mensch unter den Kämpfenden befand, eine Behauptung, die Hohenlohe später (S. 45) noch einmal wiederholt, ist natürlich weit übertrieben. Hohenlohe, der am Kampf selbst nicht direkt beteiligt war, kam zu dieser Feststellung jedenfalls auf Grund des Anblicks der Gefangenen, die, wie auch sonst

[1]) Abeken, a.a.O. S. 144; Rellstab, a.a.O. S. 33; Wolff, a.a.O. S. 89.

berichtet wird, einen überaus widerlichen Eindruck machten. Was nun die fremden Sendboten anbelangt, so haben bekanntlich viele Teilnehmer aus dem bürgerlichen Lager ihr Dasein überhaupt entschieden in Abrede gestellt. Raveaux sagt nach seinem kurzen Aufenthalt in Berlin ganz allgemein[1]): „Wir hatten uns die größte Mühe gegeben, nachzuforschen, ob bei dem Barrikadenkampfe sich Führer gezeigt und ob dieser Kampf überhaupt vielleicht vorbereitet gewesen, allein wir fanden hiervon nirgends eine Spur". Frenzel behauptet mit großem Nachdruck (a.a.O. S. 366): „Keine Vorberatung des Aufstandes in irgend einer Kirche, Fabrik oder Schenke, keine verdächtigen Gestalten, Polen und Franzosen, die Fünffrankenstücke an die Arbeiter verteilten", und (a.a.O. S. 273) „Die Fremden, die zur Revolution geschürt haben sollten, sind mir in diesen acht Tagen nicht begegnet, ebenso wenig wie die Verschwörer, die einen Plan zum Aufstand in der Tasche hatten". Ebenso sagt Varnhagen (a.a.O. S. 352/53): „Unsinniger Traum wegen Sendlingen, die alles angezettelt haben! Franzosen mit vollen Geldsäcken! Recht gescheite Leute tragen sich mit dergleichen Albernheit. Sie wollen alles lieber aus den tollsten Dingen erklären als aus der wahren Ursache". Schon Rachfahl bringt zur Kritik dieser Angaben vor[2]), daß weder der Primaner Frenzel noch Varnhagen über die Beziehungen verfügten, um sich über die Vorgänge im Lager der Revolutionspartei genau zu orientieren. Dasselbe gilt auch für Raveaux, der in der Zeit seines Aufenthalts den leitenden Revolutionskreisen nicht nahe kommen konnte.

Genée (a.a.O. S. 64/65) weiß zu berichten: „Was die angeblichen fremden Emissäre betrifft, so kann ich versichern, ich habe mich in der ganzen Zeit in den verschiedensten Kreisen bewegt, aber nie einen Menschen angetroffen, den man für einen Polen oder Franzosen hätte halten können". Immerhin bestreitet er die Beteiligung von bewußten Revolutionären nicht völlig, denn er sagt kurz zuvor (S. 64): „Wenn vielleicht vereinzelte entschlossene Revolutionäre die günstige Gelegenheit ergriffen haben — und besonders bei den Polen wäre das ja erklärlich gewesen — so war ihre Zahl doch in der Masse des Volkes so verschwindend klein, daß ihre Macht gleich null war". Wir werden noch darauf zu sprechen kommen, daß die Bedeutung der Zahl der ausländischen Führer in dieser Frage überschätzt wurde. Ebenso werden wir die Worte Minutolis[3]) über diesen Punkt später prüfen und zeigen, daß sie in bestimmter Absicht niedergeschrieben worden sind. Wer die Beteiligung von Fremden verneint, kann sich schließlich noch auf Nobiling stützen, der sagt[4]): „Es herrschte eine große Erbitterung unter den Bürgern und Bewohnern der Straße, die von jüdischen und christlichen, aber heimischen Enragés noch mehr angefacht wurde". Es muß aber im Auge behalten werden, daß Nobiling diese Aussage nur mit Beziehung auf eine bestimmte Straße, die er passierte, macht.

Ganz allgemein sei noch zu den vorstehenden Aeußerungen auf die Worte Buschs in dieser Frage hingewiesen[5]): „Die meisten der in der

[1]) Franz Raveaux, Rückblicke und Erlebnisse, II Die rheinische Deputation in den Tagen des 17., 18., 19. März in Berlin. Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, 1850,1 (S. 403—423) S. 418.

[2]) P. J. a.a.O. S. 295.

[3]) Ebenda S. 291/92.

[4]) Ebenda S. 296.

[5]) Wilhelm Busch, Die Berliner Märztage von 1848, Historische Bibliothek, 7. Bd. München und Leipzig 1899, S. 8.

eigenen Erregung mit fortgerissenen Teilnehmer, die wohl alle aus innerem Drang und mit freiem Antrieb zu handeln überzeugt waren, erscheinen uns dabei in ihren Berichten über diese Ereignisse nicht viel anders als die in der Front kämpfenden Truppen, die ahnungslos sind über die Pläne der höheren, in diesem Falle ihnen sogar unbekannten Führer".

Den Stimmen aus dem bürgerlichen Lager treten nun eine große Anzahl ganz anders lautender Zeugnisse entgegen. Einige dieser kann man dadurch entkräftigen, daß man sie allenfalls als Urteile seiner „Partei" kennzeichnet. Hier wäre in erster Linie der König selbst zu nennen. Schon am Nachmittag des 18. März sagte er einer Deputation[1]): „Meine Herren! Machen Sie sich doch die Verhältnisse klar. Seit 8 Tagen ist Berlin mit Emissären angefüllt. Ein Herr Rutenburg leitet die ganze Verschwörung". Des öftern hat sich der König in diesem Sinne geäußert[2]). Seine Aeußerungen sind dabei sicherlich nicht von Uebertreibungen frei. Rachfahl sagt zutreffend[3]): „Es ist begreiflich, daß es dem König ein Herzenstrost war, die Rädelsführer nicht unter seinen Untertanen suchen zu müssen und seine Bürger als Verführte ansehen zu dürfen". Aber man darf nicht vergessen, daß des Königs Angaben zum Teil auf Mitteilungen des Polizeipräsidenten zurückgehen (s. u). Es kommt bei dieser Frage auch keineswegs darauf an, daß die Fremden das „Hauptkontingent der Kämpfer"[4]) gestellt haben. Es ist im Gegenteil sehr natürlich, daß die Fremden sich dem Kampf nicht allzusehr aussetzten, sondern die aufgehetzte Menge in den Kampf schickten. Ihre Aufgabe war ja erfüllt, wenn sie die Masse zum Aufstand fortrissen. Ueberhaupt wird in dieser Frage ein zu großes Gewicht auf die Grösse der Zahl der ausländischen Führer gelegt. Daß eine entscheidende Beeinflussung nicht von der Höhe der Zahl revolutionärer Führer abhängig ist, bedarf heute doch keines weiteren Beweises mehr.

Zu dieser sogenannten „Partei" wären dann ferner noch die Angaben von Offizieren wie Hohenlohe, Waldersee (a.a.O. S. 4), Schulz (a.a.O. S. 7) und Gerlach (a.a.O. I S. 135) zu rechnen, die in verschiedener Weise auf fremde Aufwiegler hingewiesen. Schwerer ins Gewicht fällt dann schon die Aussage, die Frau von Natzmer in einem Brief an ihre Mutter vom 18. März 1848 macht[5]) und die sicher auf eine Aeußerung ihres Mannes zurückzuführen ist: „Ueberall wimmelt die Stadt schon seit mehreren Tagen von verdächtigen Fremden". Natzmer kann zwar nicht als „unparteiisch" bezeichnet werden, aber er war immerhin ein ruhiger Mann, bei dem wir die Gewähr haben, daß er nicht jedes haltlose Gerücht nacherzählte.

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 299.

[2]) Leopold von Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, 2. unver. Aufl. Leipzig 1874, S. 462; vgl. auch die königliche Proklamation „An meine lieben Berliner" bei Hermann v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV., Stuttgart 1900, S. 81/82.

[3]) Deutschland etc. S. 122.

[4]) vgl. Hermann Oncken, Zur Genesis der preußischen Revolution von 1848. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 13. Bd. (S. 123—152) S. 142: „Gewiß waren einzelne polnische Elemente mit ihren besonderen Zielen in der Menge tätig; auch von der jüdischen Bevölkerung, die als preußische Untertanen minderen Rechts naturgemäß radikal waren, nahmen manche an der Erregung und Kampfesstimmung einen geräuschvollen Anteil. Daß aber Bürger, Gesellen und Arbeiter, auch Studenten, das Hauptkontingent der Kämpfer stellten, lehrt schon ein Blick in das Verzeichnis der Märzgefallenen, lehren hunderte von unanfechtbaren Zeugnissen. Und deshalb dürfen, wie das wohl geschieht, auch die unbekannten, hinter der Menge stehenden revolutionären Führer mit dem fertigen Aufstandsprogramm nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt werden".

[5]) Vgl. Natzmer a.a.O. III S. 190.

Daran schliessen sich nun — und das ist entscheidend — eine Reihe von Zeugnissen, die man nicht mehr einfach damit abtun kann, daß man sie als „parteiisch" bezeichnet, und deren Glaubwürdigkeit nicht ohne wirklichen Grund in Zweifel gezogen werden kann. Abeken schreibt in einem Brief vom 23. März 1848 an Bunsen (a.a.O. S. 147): „Trotz alledem, noch bis Freitag hörte man fremde Emissäre sagen: ‚Nous ne ferons rien ici, on ne peut remuer ce peuple, il faudra que nous partions!'." In einem Brief vom 28. März 1848 erzählt er (a.a.O. S. 150): „es wird jetzt eingestanden, daß fremde Emissäre bei und vor der Revolution tätig gewesen, ja die Bürgergarde hat neulich einige derselben, die noch aufreizen wollten, verhaftet. . . Der hiesige belgische Gesandte, von Nothomb, hat offiziell angezeigt, wie ihm von Belgien aus unter der Hand geschrieben, er möge seine Familie für den 19. in Sicherheit bringen". Adolph Helfferich[1]) schreibt von den „Emissären, die tatsächlich gegenwärtig waren". Ernst Curtius[2]) sagt in einem Brief an Heinrich Krause vom 30. und 31. März 1848: „Aber warum verschweigt man die lange fortgesetzte Bestechung durch Emissäre, polnische und französische, das Traktieren unter den Zelten mit Schnaps, die Fünffrankenstücke und dergleichen in den Taschen der getöteten Arbeiter"? Wir haben weiter auch keinen Grund, den unter E. Ch. erschienenen „Beitrag zur Geschichte der Berliner Märztage des Jahres 1848"[3]) in Zweifel zu ziehen. Der Verfasser erzählt, wie er ein französisch geführtes Gespräch von 4 Franzosen in Hannover mitanhörte. Die Fremden rühmten sich, nach den Pariser Februartagen zunächst nach Wien und dann nach Berlin gereist zu sein und an den Volksaufständen lebendigen Anteil genommen zu haben. Endlich wäre auf die Aeußerungen von Adolphe de Circourt, dem damaligen französischen Gesandten in Berlin, hinzuweisen. Er erzählt[4]): „Qui donna le signal [zu dem Aufstand vom 18. März]? Je l'ignore encore, je n'avais de relations d'aucun genre avec les émissaires d'émeute qui, partis de France, de Suisse, d'Italie, de Pologne, et tout nouvellement de Vienne, se croisaient à Berlin". Von den Märzgefallenen sagt er (a a.O. S. 180): „Un bon tiers de ces gens consistait en émissaires, en aventuriers sans feu ni lieu, qui n'étaient réclamés et même connus par personne". Die Führer der Aufständischen aber sind nach ihm (a.a.O. S. 163) „généralement étudiants de l'Université et Polonais aventuriers" gewesen.

Aber selbst aus dem Lager der Revolutionäre haben wir ein überaus wertvolles Zeugnis. Engels ist es, der uns bezeugt, daß die Polen in Berlin mitgekämpft haben[5]). Er schreibt am 15. Februar 1849[6]): „Wie ganz anders haben die Polen gehandelt! Seit 80 Jahren unterdrückt, geknechtet, ausgesogen, haben sie sich stets auf die Seite der Revolution gestellt, haben die Revolutionierung Polens mit der Unabhängigkeit Polens für unzertrennlich erklärt. In Paris, in Wien, in

[1]) Deutsche Briefe aus Paris, Nr. 1, Die Berliner Barrikaden. Pforzheim 1848, S. 4.

[2]) Ernst Curtius über die Berliner Märztage. Von Paul Wentzcke. Deutsche Rundschau, Bd. 182, 1920 (S. 274—280) S. 276.

[3]) Historische Zeitschrift, Bd. 65, 1890, S. 78/9.

[4]) Adolphe de Circourt, Souvenirs d'une mission à Berlin en 1848. Tome I, Paris 1908, S. 159.

[5]) Die Kenntnis der folgenden Stelle verdanke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Wahl, der darauf zum ersten Mal aufmerksam gemacht hat.

[6]) Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, 1841—1850, 3. Bd. Stuttgart 1902, S. 261.

Berlin, in Italien, in Ungarn haben die Polen bei allen Revolutionen und Revolutionskriegen mitgekämpft".

Weiter besitzen wir noch einen Beweis, der zwar nicht literarischer Art ist, aber gerade in seiner Tatsächlichkeit deutlich genug spricht: 33 der Märzgefallenen konnten nicht rekognosziert werden[1]). Wenn man einmal die geordnete Verwaltung in Betracht zieht, andererseits bedenkt, daß bei der außerordentlichen Ehre, die den Märzgefallenen widerfuhr, sich auch für etwaige Angehörige der alleruntersten Volksklassen sicherlich Verwandte oder Bekannte gefunden hätten, so bleibt keine andere Erklärung übrig, als daß es sich dabei zumeist um Landesfremde gehandelt hat.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß das von Hohenlohe bemerkte zahlreiche Auftreten der Fünffrankenstücke sogar von Wolff (a.a.O. S. 107) nicht direkt bestritten wird; nur sucht er es beschönigend durch die Anwesenheit zahlreicher „Fremder", unter denen zu jener Zeit gerade viele Franzosen und Polen gewesen seien, zu erklären. Ich glaube nach all diesen Zeugnissen, daß man den von Busch aufgestellten Satz (a.a.O. S. 8), „so ist doch kein Zweifel, daß einheimische und fremde Elemente hinter der Masse der Bürgerschaft bewußt auf Revolution und Straßenkampf hinarbeiteten", nachdrücklich festhalten muß. Hohenlohes Memoiren enthalten damit, wenn sie auch nicht frei von Uebertreibungen sind, einen durchaus richtigen Kern. Das von ihm belauschte Gespräch paßt völlig in den Rahmen dessen, was Abeken uns erzählt.

Wir haben schon anläßlich der Versammlung unter den Zelten auf die Vorwürfe hingewiesen, die der Polizei und besonders dem Polizeipräsidenten Minutoli gemacht wurden. Wir folgen Hohenlohe, wenn wir im Anschluß an die Frage der ausländischen Emissäre, uns wieder der Tätigkeit der Polizei zuwenden. Da wo Hohenlohe von den fremdländischen Elementen und ihrem Treiben spricht, sagt er (S. 16): „Ich habe zu wenig Einblick in die damals leitenden Kreise gehabt, als daß ich mir ein Urteil darüber bilden kann, ob die Polizei dagegen blind war oder ob sie blind sein wollte. Gegen verschiedene höhere Beamte der Polizei sind später Verdächtigungen der schwersten Art ausgesprochen worden. Wie weit sie begründet waren, ist nicht an den Tag gekommen." Hohenlohe erzählt auch von einer Schlägerei unter zweifelhaften Individuen, die ein höherer Polizeibeamter beschwichtigte, und sagt dabei mit deutlichem Mißtrauen (S. 17): „Wie das damals ein höherer Polizeibeamter bewerkstelligen konnte, wo doch die Polizei am meisten verhaßt war, kam mir rätselhaft vor". Endlich bemerkt Hohenlohe, daß man allgemein angenommen habe, daß am 17. März Ruhetag sei, am 18. aber die Aufrührer wohlbewaffnet kämen und fährt dann wörtlich fort (S. 21): „Da die Sache auch wirklich so geschah, so ist mir unerklärlich, daß die Polizei nicht den 17. März benützte, um die Aufrührer festzunehmen, denn die Polizei mußte von diesen Gerüchten doch auch etwas wissen und die Rädelsführer kennen, wenn sie ihre Schuldigkeit tat. Dieser Umstand im Verein mit der mehr als nachsichtigen Behandlung des Aufstandes und andere An-

[1]) Die Gesamtzahl der Toten betrug 230. Hohenlohes Aussage (S. 45), daß die Personen der Toten „meist nicht festzustellen" waren, ist danach zu berichtigen.

zeichen, wie z. B. was ich früher schon erzählte, läßt mich glauben, daß die Verschwörer Verbindungen in den höheren Kreisen gehabt haben müssen."

Hohenlohe steht mit diesem Urteil keineswegs allein. Wir haben schon bei Behandlung der Zeltenversammlungen auf die Minutoli belastenden Stellen hingewiesen. Aber man ging weiter, als dem Polizeipräsidenten nur etwa Fahrlässigkeit vorzuwerfen. Von den verschiedensten Seiten wurden ihm schlimme Dinge nachgesagt. Major O.[1]) führt an, daß der Präsident von Minutoli bald nach den Märzereignissen von vielen des Einverständnisses mit den Aufständischen beschuldigt worden ist[2]). Rellstab erzählt (a.a.O. S. 21), daß Gerüchte „seltsamster Art" in Umlauf gekommen seien, was der Polizeipräsident von den kommenden Ereignissen wußte, wissen oder nicht wissen wollte. Daß am Abend des 19. März Minutoli ein Fackelzug dargebracht und er am selben Tag durch Akklamation der auf dem Schloßplatz Versammelten an die Spitze der Bürgerwehr berufen wurde, hat natürlich das Mißtrauen der Offiziere gegen ihn noch gesteigert. Nach Varnhagen (a.a.O. S. 300) sagte General von Ditfurth zu Minutoli: „Nun, Sie sind wahrlich ein ausgezeichneter Polizeipräsident! Anderwärts kommen Beamte Ihrer Art kaum mit dem Leben davon, Sie hingegen bekommen einen Fackelzug! Wahrlich, Sie sind der erste, dem das begegnet!" Aber auch auf der Gegenseite war man Minutoli gegenüber mißtrauisch, was aus den Worten Varnhagens (a.a.O. S. 300) hervorgeht: „Der Polizeipräsident von Minutoli war in den Märztagen sehr verdächtig, es bald mit der einen Seite, bald mit der anderen zu halten. Gewiß ist es, daß er sich bei den Barrikaden wie ein Mann des Volkes, auf dem Schloße als eifriger Diener der Gewalt bezeigte."

Wir wollen versuchen uns ein Bild von der tatsächlichen Stellung Minutolis zu machen[3]) Wir haben bereits oben festgestellt, daß Minutoli zunächst glaubte, die Bewegung werde bei einer gewissen Nachgiebigkeit und unter Vermeidung von polizeilichen Maßnahmen gefahrlos vorübergehen, seit dem 12. März aber bedenklich geworden zu sein scheint. Am 13. März ging der bereits erwähnte Bericht des Polizeipräsidiums an das Gouvernement ein. In Anbetracht der frechen und herausfordernden Haltung der Arbeiterklasse wurde es für geboten erklärt, sich zu rüsten, und die Besetzung des Schlosses und die Bereithaltung von Kavallerie empfohlen.[4]) In den beiden Mitteilungen des Polizeipräsidiums vom 15. März wird Schloßbewachung durch mindestens ein Bataillon und eine Eskadron, Konsignieren der Truppen und Absendung einer Eskadron Dragoner an die Leipziger Eisenbahn, mit der Studenten erwartet wurden, gefordert. „Die Haltung der Masse", schrieb Minutoli dort[5]), „ist nicht mehr zweifelhaft, es handelt sich nur noch um den Moment des Ausbruchs . . . Den Angriff bitte ich dem

[1]) Die Flucht des Prinzen von Preußen. Nach den Aufzeichnungen des Majors O im Stabe des Prinzen von Preußen. Stuttgart, S. 19/20.

[2]) vgl. Waldersee, a.a.O. S. 14.

[3]) Der Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. aus den Jahren 1848/49, der noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, konnte für diese Arbeit nicht mehr verwertet werden. Es wird sich darin vermutlich auch neues Material über Minutoli finden. Ich habe trotzdem versucht, mit Hilfe des bisher zugänglichen Materials über Minutoli ein Urteil zu gewinnen, das in seiner vorsichtigen Formulierung auch durch die neue Veröffentlichung nicht entscheidend beeinflußt werden dürfte.

[4]) Schulz, a.a.O. S. 8; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 281.

[5]) Waldersee, a.a.O. S. 9/10; Schulz, a.a.O. S. 13.

Publikum zu überlassen; — alle guten Bürger halten sich fern — das Gesindel wird weichen oder vernichtet." Am 17. März endlich kündigte Minutoli in bestimmter Weise für den folgenden Tag den Ausbruch einer Revolution an[1]). Die Behauptung Meyerincks (a.a.O. S. 108), daß Minutoli sich noch über den Zeitpunkt des Ausbruchs im unklaren gewesen sei, trifft demnach nicht zu. Auch glaubte der Polizeipräsident die Personen zu kennen, die den Aufstand schürten. Ein Dr. Rutenberg sollte nach seiner Angabe eine bedeutende Rolle in der Bewegung spielen. Im Zusammenhang damit wies er auch auf die Tätigkeit der ausländischen Emissäre hin[2]). Noch am Mittag des 18. März hören wir von der bestimmten Versicherung Minutolis, daß an diesem Tag der „beabsichtigte blutige Konflikt" doch stattfinden würde[3]).

Trotz dieser Nachrichten unternahm nun Minutoli keine ernstlichen polizeilichen Maßnahmen. Schon Major O. bemerkt allerdings ganz richtig (a.a.O. S. 20), daß Minutoli doch niemals die bestimmten Angaben über den Ausbruch der Revolution gemacht haben würde, wenn er im Einverständnis mit den Aufständischen gestanden wäre. Trotzdem bleibt natürlich das Unterlassen von polizeilichen Maßregeln erstaunlich. Bei Major O. findet sich eine Erklärung (a.a.O. S. 20), die wir aber nicht annehmen können. Der Prinz von Preußen hatte sich danach Major O. gegenüber in England gelegentlich dahin geäußert, „daß Minutoli die Vorbereitungen zum Aufstande und die von außerhalb nach Berlin heimlich gekommenen fremden Häupter desselben recht gut gekannt, sich aber stets gegen den König dahin geäußert hätte, daß es zum Einschreiten gegen dieselben noch zu früh sei und die Sache noch mehr zur Reife kommen müsse, um sie mit einem Male niederzuschlagen; durch dieses Hinziehen sei er von den Ereignissen überrascht worden". Nach den oben angeführten Aussagen Minutolis über den Ausbruch der Revolution am 18. März kann nicht davon die Rede sein, daß er von den Ereignissen überrascht worden ist[4]).

Wie soll man das Verhalten des Polizeipräsidenten erklären? Einmal trifft wohl zu, was Hohenlohe, der damit unbewußt die Vorwürfe gegen die Polizei abschwächt, in seinen Memoiren (S. 19) sagt: „Die Behörden verhielten sich diesem Treiben gegenüber, wie jeder sich einem Ereignis gegenüber benimmt, das ihm noch vollkommen neu und unbekannt ist." Einen weiteren Fingerzeig gibt uns Nobiling, der einmal von der „phantastischen Art und Weise, mit welcher der Polizeipräsident die Dinge behandelte", spricht. Darin steckt wohl eine Wahrheit: Minutoli schien nicht klarsehend genug gewesen zu sein, um deutlich zu erkennen, was der Augenblick verlangte. Aus den Aussagen Minutolis gewinnen wir das Bild eines Mannes, dem ein klares Zielbewußtsein und ein klarer Wille fehlte. Er wollte einerseits die „guten Bürger" durch freundliches Entgegenkommen beruhigen und beschwichtigen und auf jeden Fall verhindern, daß sie auf die Seite der die Revolution suchenden Masse treten würden. Mit diesem guten Teil der Bürger

[1]) Gerlach, a.a.O. I S. 133; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 282; Leo, a.a.O. S. 23.
[2]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 282 und S. 299; Major O., a.a.O. S. 20; vgl. die Aeußerung des Königs an die bürgerliche Deputation am Mittag des 18. März, die sichtlich auf Minutoli zurückgeht (s. o. S. 13).
[3]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 284; vgl. Major O, a.a.O. S. 19.
[4]) Dabei bleibt es völlig gleichgültig, ob die Annahmen Minutolis richtig waren oder, wie Rachfahl annimmt, auf falschen Kombinationen beruhten.
[5]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 282.

— ihren freisinnigen Forderungen selbst nicht abgeneigt — suchte er in Fühlung zu bleiben und setzte dabei wohl zu große Hoffnungen auf seine wohlgefällig zur Schau gestellte Popularität. So hat er noch am 17. März von Gewalt abgeraten[1]), da er wohl glaubte, durch Anwendung von Gewalt die guten Bürger auf die Seite der Masse zu drängen. Auf der anderen Seite sah er immerhin, daß die aufgehetzten unteren Schichten des Volkes zu Gewalttaten entschlossen waren. Gegen diesen Teil der Bevölkerung aber gab es für ihn nur ein Mittel: Militär, dessen Einsatz er auch sofort verlangte. So glossiert Prittwitz den Bericht des Polizeipräsidenten vom 13. März mit dem bemerkenswerten Satz:[2]) „Eine völlig militärische Disposition, aber nichts Polizeiliches darin." Vielleicht hielt Minutoli die Polizeikräfte für zu schwach. Darauf deutet eine Stelle in dem Brief Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen vom 13. Mai 1848[3]): „Es war nachgewiesen über 10000 Mann und nicht nachgewiesen wohl das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströmt und verborgen worden, so daß die Polizei sie mit ihren schwachen Mitteln nicht auffinden konnte." Vielleicht glaubte Minutoli auch seine Popularität durch einen energischen Einsatz der Polizei gefährdet. Aehnlich verhielt es sich wohl mit den ausländischen Emissären: Der Polizeipräsident war allem nach über ihr Vorhandensein nicht im Zweifel, aber es hat an klaren Maßnahmen gefehlt, die eigentlichen Hetzer zu ermitteln, und so hielt er sich an Erscheinungen wie Rutenberg, die nach außen hervortraten, aber keineswegs die eigentlich gefährlichen Elemente waren. In der angedeuteten Richtung glauben wir die Haltung des Polizeipräsidenten erklären zu müssen, wenn auch sicherlich, wie Rellstab mit Beziehung auf Minutoli sagt (a.a.O. S. 21), der Schleier von manchem nie gelüftet werden wird, und Minutoli sicher auch Fehler begangen hat, die Anlaß zu dem Mißtrauen gaben, das auch bei Hohenlohe zutage tritt. Der Vorwurf absichtlicher Verräterei geht unserer Ansicht nach aber weit über das Ziel hinaus.

Nach den verhängnisvollen Märztagen suchte der Polizeipräsident den Vorwürfen, die ihm gemacht wurden, entgegenzutreten, aber seine „Erinnerungen", auf die wir hier noch eingehen wollen, zeigen unserer Ansicht nach eben auch nur, daß er keine klare Einstellung zu den Märzereignissen gehabt hat. Auf die Behauptung, daß es Bodelschwingh gewesen sei, der im Gegensatz zu ihm selbst von Anfang an die Bewegung unterschätzt habe, sind wir schon oben eingegangen. Er verlegt — wohl unbewußt — seine alarmierenden Nachrichten über die Volksbewegung auf einen zu frühen Zeitpunkt. In den „Erinnerungen" heißt es weiter[4]): „Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß man Tausende von französischen oder polnischen Emissären in Berlin geduldet und solche nicht vor dem 18. März ausgewiesen hätte, da durch diese allein der längst und vollständig vorbereitete Barrikadenkampf geleitet worden wäre. Hierauf bemerke ich, daß allerdings viele Fremde, und namentlich Polen, damals in Berlin sich aufhielten . . . Revolutionsmacher wohnen aber nicht in Hotels, sondern in Kneipen, bei Studenten, Handlungskommis und liederlichen Dirnen, und polizeiliche oder außeramtliche

[1]) Gerlach, a.a.O. I S. 133.
[2]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 282.
[3]) Ranke, a.a.O. S. 116.
[4]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 291/92.

Meldungen über dergleichen verdächtige Fremde habe ich nicht erhalten. Eine entsprechende Besichtigung der kleinen möblierten Wohnungen war in Ermangelung des dazu notwendigen Beamtenpersonals unausführbar . . . Wenn auch von den anwesenden Fremden eine Anzahl, namentlich Polen, sich am Kampfe beteiligt haben, so bestreite ich, bis daß der Gegenbeweis bis zur Wahrscheinlichkeit geführt sein wird, daß Tausende oder viele Hunderte von Franzosen und Polen, um einen Straßenkampf zu organisieren, nach Berlin gekommen sind. Ich zweifle, daß die französische Revolution viele deutschsprechende Franzosen nach Berlin gespieen hatte, ebenso wie ich zweifle, daß sich das Berliner Volk bei solchen Veranlassungen von Ausländern leiten lassen wird, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind". Rachfahl bemerkt in einer Anmerkung[1]): „Minutolis eigene Angaben im Texte sind übrigens die beste Widerlegung der alarmierenden Meldungen über ausländische Emissäre und über Attentatspläne gegen das Schloß, die Minutoli in den Märztagen selbst erstattete". Wir können dieser Ansicht nicht zustimmen. Minutoli gibt ja zunächst zu, daß viele Fremde, und namentlich Polen, sich in Berlin aufgehalten hätten, nur seien sie für die Polizei nicht faßbar gewesen; er gibt auch zu, daß eine Anzahl der Fremden sich beim Kampfe beteiligt habe, nur wendet er sich gegen die hohen Zahlen der mit Revolutionsabsichten nach Berlin geströmten Fremden. Die Zahlen mögen damals allerdings übertrieben worden sein, wir haben aber darauf aufmerksam gemacht, daß es keineswegs auf die große Zahl der Revolutionsleiter ankommt. Durch die ausgesprochenen Zweifel kommt nur zum Ausdruck, daß es Minutoli, der die Tatsache der Anwesenheit von Emissären nicht verkannte, nicht gelungen war, diese verdächtigen Fremden durch die Polizei genau ermitteln zu lassen. Da ihm später in dieser Richtung Vorwürfe gemacht wurden, hat er natürlicherweise noch einen stärkeren Ton auf den Zweifel an der Beteiligung dieser Emissäre gelegt. Auch ist beachtenswert, daß Minutoli sich in einer anderen Aeusserung noch vorsichtiger ausgedrückt hat. Er erklärte[2]): „Es hätten sich zu jener Zeit ‚allerdings eine Menge von Fremden, teils gemeldet, teils unangemeldet' in Berlin aufgehalten, ‚das Benehmen mehrerer von ihnen' habe auch die ‚Vermutung' rege gemacht, daß sie ‚politischen Bestrebungen' nicht fern geblieben seien, den ‚Grad ihrer Tätigkeit mit Bezug auf den Ausbruch der Revolution' erklärte er [Minutoli] jedoch näher anzugeben sich außer Stande". Es erscheint mir demnach nicht möglich, durch die späteren Aussagen Minutolis die Behauptung der Teilnahme ausländischer Emissäre widerlegen zu können.

Weiterhin ist es nun sehr interessant zu sehen, wie der Polizeipräsident, der die Schuld an der Katastrophe von sich abzuschieben bemüht ist, sie sich, ohne es zu merken, zum Teil zuschiebt. Nach den zwei Schüssen auf dem Schloßplatz sei von einer kleinen Zahl Böswilliger der Ruf Verrat durch die Straßen verbreitet worden. Minutoli sagt dann wörtlich:[3]) „Die schnelle Verbreitung des Gerüchtes und die sich daran knüpfenden Folgen erklären sich allein durch das seit dem 12. täglich genäherte Mißtrauen und durch die auf das Höchste gestiegene beklagens-

[1]) P. J. a.a O. S. 292 Anm. 21.
[2]) Wolff, a.a.O. S. 106/07.
[3]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 293.

werte gegenseitige Erbitterung zwischen Militär und Zivil und endlich durch die aufgeregten, durch die Nachrichten aus dem Westen, ganz besonders durch die Kunde von Wien wahrhaft elektrisierten Massen. An dieser Erbitterung hatten beide Teile Schuld. Auf der einen Seite war man mißtrauisch und beklagte sich über Mißhandlungen und Verwundungen, die angeblich aus Uebermut hervorgegangen, auf der anderen Seite waren die Truppen durch das stete Konsignieren ermüdet und durch fortgesetzte Neckereien gereizt". Minutoli scheint vergessen zu haben, daß er es war, der das Miltär aufgerufen hatte, daß er es war, der am 15. März verlangt hatte, daß die Truppen konsigniert werden sollten. Er hätte somit selbst die Maßnahmen angeregt, die zu der nach seiner Ansicht aufs höchste gestiegenen, beklagenswerten gegenseitigen Erbitterung führten. Dabei möchten wir betonen, daß wir Minutoli auch darin nicht zustimmen können, daß erst seit Erscheinen des Militärs eine deutliche Erregung bemerkbar war; wir haben von der lebhaften Agitation gehört, die schon bei der Versammlung am 9. März sich zeigte, und wir können darauf hinweisen, daß Minutoli am 13. März die militärischen Maßnahmen gerade deshalb gefordert hatte, weil die Haltung der Arbeiterklasse eine entschieden freche und herausfordernde sei, und daß er am 15. März sein Verlangen nach Schloßbewachung damit begründete, daß die Haltung der Masse nicht mehr zweifelhaft sei. Rellstab urteilt vollkommen richtig (a.a.O. S. 21), „man stellte wirklich den Satz auf, der Aufruhr wurde durch das Erscheinen des Militärs hervorgerufen. War dieses denn aber zuerst auf dem Platz erschienen? Hatten die Rotten sich nicht schon vorher in wilder Gärung gezeigt? Wiederholten sich die Auftritte nicht in den folgenden Tagen, wo man die Truppen zurückhielt, bis sie unerläßlich notwendig wurden".

Wir kehren damit zu den Memorien Hohenlohes zurück und beschäftigen uns mit den Aussagen über den 18. März. Als ein wundervoller Frühlingstag mit herrlichem Sonnenschein begann der verhängnisvolle Tag. Hohenlohe beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Bericht über seine persönlichen Erlebnisse am Mittag des 18. März. Er erzählt (S. 23), wie er zum Mittagessen in die Kaserne am Kupfergraben ging und dabei auf die Menschenmenge stieß, die sich nach den Bewilligungen des Königs jubelnd durch die Straßen wälzte. Er berichtet dann später (S. 26/27), wie der Alarm das Mittagessen unterbrach, und die Offiziere der reitenden Artillerie nach ihrer Kaserne am Oranienburger Tor eilten, wobei sie bereits auf eine Barrikade stießen. Dies alles stimmt genau mit Meyerinck (a.a.O. S. 140/41) überein. In Anbetracht der fast wörtlichen Uebereinstimmungen kann man wohl annehmen, daß Hohenlohe selbst hier für Meyerinck der Gewährsmann ist.[1]) Die Szenen, die sich

[1]) Meyerinck S. 141.

„Als sich dieselben [die Offiziere] dorthin [zur Kaserne am Kupfergaben] begaben, kamen ihnen die Bewohner Berlins wie Verrückte vor. Menschenmassen wälzten sich durch die Straßen, ganz unbekannte Leute fielen den Offizieren um den Hals und küßten sie unter Tränen und es herrschte ein unbeschreiblicher Jubel. Auf die Frage, was dies alles eigentlich zu bedeuten habe, antwortete man denselben, es sei Friede, es fände nun kein Kampf statt . . . Die Offiziere eilten ihrem Ziele zu, um sich diesen unheimlichen Straßenliebkosungen zu entziehen".

Hohenlohe S. 23.

„Auf dem kurzen Wege nach der besagten Kaserne am Kupfergraben kam mir die Straße wie verrückt vor. Eine unabsehbare Volksmenge wälzte sich durch die Gassen. Menschen aller Stände, die ich nie gesehen hatte, redeten mich auf der Straße an, fielen mir um den Hals, küßten mich und weinten vor Freude, jetzt sei Friede, jetzt sei alles gut. Ich fragte erstaunt, was denn vorgegangen sei, und erhielt

inzwischen auf dem Schloßplatz zutrugen, schildert Hohenlohe, der sie ja nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kurz und im allgemeinen zutreffend. Er weist vor allem richtig auf den Wechsel im Charakter und Aussehen des auf dem Schloßplatz versammelten Publikums hin.[1]) Sehr zutreffend gibt der Verfasser dann die verschiedenen und entgegengesetzten Urteile über die „vielbesprochenen zwei Schuß" auf dem Schloßplatz wieder. „Von aufrührerischer Seite ist allgemein behauptet worden, seitens des Militärs sei auf Befehl des Königs meuchlings auf das harmlos durch die Konzessionen herbeigelockte Volk geschossen worden" (S. 25). „In weniger als einer halben Stunde hörte man an jeder Straßenecke von ganz Berlin das Geschrei: ‚Verrat, man schießt aufs friedliche Volk, zu den Waffen!'." (S. 26) Es wird uns von den verschiedensten Seiten bestätigt, daß man unter den tollsten Uebertreibungen die Erzählung von den beiden Schüssen in der Stadt verbreitete. Bataillonssalven sollten abgegeben worden sein. Man behauptete, „das Volk sei durch die zum Scheine erteilten Konzessionen auf den Befehl des Königs absichtlich auf den Schloßplatz gelockt worden, um hier dem Wüten der rohen Soldateska preisgegeben zu werden"[2]). Wenn man auch den König aus dem Spiel ließ, behauptete man doch, daß es in der Absicht des Militärs gelegen sei, die „harmlos" versammelten Bürger niederzuschießen. Der Ruf „Verrat, zu den Waffen" wurde durch die Straßen getragen)[3]. Sehr richtig weist Hohenlohe auf die ungeheure Aufgeregtheit jener Tage hin, wodurch die unsinnigsten Gerüchte gläubige Zuhörer fanden (S. 25)[4]).

Ganz andere Ansichten hatte man in militärischen Kreisen über die beiden Schüsse: „Beim Militär wurde das Gerücht verbreitet", so schreibt Hohenlohe (S. 25/6), „die zwei Schuß seien aus dem Volk gefallen und ein von den Aufrührern verabredetes Signal gewesen". Wir wissen, daß nicht nur Gerlach bemerkt (a.a.O. I. S. 135/36): „Wahrscheinlich sind die Schüsse Signalschüsse gewesen", sondern auch Abeken davon überzeugt war (a.a.O. S. 148), daß die beiden Schüsse aus der Volksmenge abgegeben worden seien, „um das Volk glauben zu machen, das Militär habe gefeuert". Die Aussagen der beiden Soldaten, deren Gewehre sich entladen hatten, haben diesem Streit ja ein Ende gesetzt.[5]) Doch kann man sagen, daß aus dem Glauben derjenigen, die die Schüsse als Signalschüsse der Aufrührer auffaßten, immerhin das richtige Gefühl spricht, daß es im Grunde gar nicht auf diese beiden Schüsse ankam, sondern die Führer des Umsturzes, die entschlossen waren, das Volk nicht zur

zur Antwort: ‚Was, Sie wissen noch nicht, Friede, Freundschaft, kein Kampf mehr!' Ich eilte nach der Kaserne, denn diese allgemeine Straßenseligkeit war mir unheimlich".

Es ist dies einer der in der Einleitung (S. 4) erwähnten Fälle, bei denen die Möglichkeit, daß Hohenlohe gedrucktes Material für seine Darstellung benützt hat, nicht ausgeschlossen erscheint. Allerdings wäre es dann nicht zu verstehen, daß Hohenlohe nicht auch an anderen Stellen handgreifliche Irrtümer auf die er durch die Schrift Meyerincks hätte aufmerksam gemacht werden müssen, berichtigt hat, so, daß auch hier der Herausgeber mehrmals Meyerinck zur Berichtigung heranziehen konnte (vgl. Hohenlohe Bd. I S. 25 und 46). Ich glaube deshalb, daß die Uebereinstimmung leichter dadurch zu erklären ist, daß Hohenlohe hier einer der Gewährsmänner ist, nach deren Angaben Meyerinck seine Schrift abgefaßt hat.

[1]) vgl. Busch, a.a.O. S. 52.

[2]) Rachfahl, Deutschland etc. S. 143.

[3]) vgl. dazu Frenzel, a.a.O. S. 367; Diest, a.a.O. S. 22; Curtius, a.a.O. S. 276; Abeken, a.a.O. S. 148; Waldersee, a.a.O. S. 18; Rellstab, a.a.O. S. 40; Genée, a.a.O. S. 64; Varnhagen, a.a.O. S. 290 Anm.; Wolff, a.a.O. S. 131; Theodor Fontane, Der 18. März, Kosmopolis, Tome IV, 1896 (S. 248—270) S. 254; Berliner Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848, Deutsche Rundschau Bd. 27, 1881 (S. 221—241) S. 233.

[4]) vgl. auch Hohenlohe, S. 17 und S. 61.

[5]) Hohenlohe weiß davon. Seine etwas ungenaue Darstellung der Aussagen der zwei Soldaten ist durch den Herausgeber berichtigt worden.

Ruhe kommen zu lassen, diese Gelegenheit benützten, um die Menge auf dem Weg zum Aufstand fortzutreiben. Die allgemeine Friedensliebe am Morgen des 18. März kam ihnen recht ungelegen, an die Stelle der harmlosen Berliner Bürger, die gekommen waren, dem König zu danken, trat die aufgehetzte Menge zweifelhafter Gestalten, und die beiden Schüsse, die ja anerkanntermaßen niemand verletzten, bildeten den willkommenen Anlaß, die Umsturzbewegung zu entfesseln. Selbst Genée sagt (a.a.O. S. 162): „Ich will nicht in Abrede stellen, daß unter der Volksmenge auch Menschen waren, die ein Interesse daran hatten, daß die seit Wochen dauernden Beunruhigungen nicht zuletzt im Sande verlaufen und in einer allgemeinen Zufriedenheit und Freude ihr Ende finden". Curtius (a.a.O. S. 276) drückt sich deutlicher aus: „Verschworene drängten gegen das Schloß an, mischten unter die Hurras unheimliches Geschrei gegen das in voller Ruhe das Portal schützende Militär, ich stand im Gedränge und war Zeuge, wie diese Menschen durchaus einen Skandal herbeizuführen suchten, wie sie endlich die beiden im Gedränge losgehenden Schüsse aus den senkrecht gehaltenen Gewehren benützten, um in rasendem Geschrei das ‚verratene' Volk zu alarmieren".

Hohenlohe erzählt weiter (S. 26): „Verletzt ist dadurch [nämlich die Schüsse] niemand. Wohl haben sich aber aus den Reihen der Aufrührer noch einige Schuß hören lassen, und ein Fenster im Saale über Portal Nr. 1 im Königlichen Schloß wurde durchschossen und eine Kugel in dem betreffenden Oelbilde noch viele Jahre als Beweis gezeigt". Daß unmittelbar nach den beiden Schüssen noch weitere Schüsse fielen, hören wir sonst nirgends, nur Leo (a.a.O. S. 29/30) spricht noch von einem dritten blinden Schuß, der wahrscheinlich als Signal gedient habe. Hohenlohe ist aber jedenfalls im Irrtum, wenn er glaubt, daß durch einen dieser Schüsse zu dieser Zeit das Oelbild im Königlichen Schlosse getroffen wurde. Dieser Vorfall ereignete sich während des folgenden Kampfes[1]).

Hohenlohe fährt fort (S. 26): „Der Schlossplatz war im Nu vom Volk leer. Aber wie mit einem Zauberschlage entstanden Barrikaden in ganz Berlin. Und diese Barrikaden waren nach einem vortrefflichen Plan angelegt. Sie schlossen diejenigen Stadtviertel, in denen die Aufrührer die Oberhand zu haben hofften, planmässig festungsartig ab und unterbrachen in anderen, wo die Kasernen nahe an einander waren, die Verbindung der Kasernen unter einander". Von bürgerlicher Seite wurde bekanntlich bestritten, dass eine planmässige Anlage von Barrikaden vorgelegen sei[2]). Rachfahl bemerkt ebenso[3]): „Wenn für die Planmässigkeit des Aufstandes geltend gemacht wird, die Anlage der Barrikaden sei derart gewesen, dass das Königliche Schloss ‚offensichtlich das Endziel der Bewegung war', so muss man dieser Behauptung die Frage entgegenstellen, wie denn die Barrikaden in den dem Schloss benachbarten Stadtteilen anders angelegt werden konnten, da doch die Strassen hier eben in der Richtung auf das Schloss mündeten". Dagegen ist zu sagen, dass der Eindruck, dass der Bau der Barrikaden nicht rein

[1]) vgl. Waldersee, a.a.O. S. 23; Wilhelm Oncken, Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848. Velhagen & Klasings Monatshefte, Jahrgang 1902 03, 1. Band Bielefeld und Leipzig (S. 97—106 und S. 169—178) S. 99.

[2]) So besonders Frenzel, a.a.O. S. 368. Raveaux, a.a.O. S. 418.

[3]) Deutschland etc. S. 137.

dem augenblicklichen Impuls der Bevölkerung entsprang, sondern dass vorbereitende Massnahmen anzunehmen sind, vor allem dadurch erweckt wurde, dass die Barrikaden mit grösster Schnelligkeit und gleichzeitig an den verschiedenen Punkten erstanden sind, und dass beim Bau mit Geschick nach demselben bestimmten System verfahren wurde. Der Hinweis Frenzels (a.a.O. S. 368), dass man in einem Falle eine günstige Gelegenheit nicht benützt hat, indem man versäumte, die engste Passage der Friedrichstrasse (bei der Behrenstrasse) durch eine Barrikade zu sperren, ist doch nicht sehr schwerwiegend. Es mag dies sehr wohl ein Zufall gewesen sein. Auf jeden Fall genügt dies nicht, die Beobachtungen von kompetenter militärischer Seite[1]), dass die Barrikaden sehr geschickt angelegt worden waren, zu entkräftigen. Barrikaden als Kampfmittel gegen die Truppen waren ja in Frankreich schon vor langer Zeit aufgekommen, und es ist doch sehr natürlich, dass man von seiten der Führer Aufklärung über ihre geschickte Anlage erteilte. Abeken bestätigt es uns zudem in einem Brief vom 28. März 1848 an Bunsen (a.a.O. S. 150): „über die Kunst des Barrikadenbaues ist zwei Tage vorher [vor dem 18. März] in der Zeitungshalle eine Vorlesung gehalten worden!" Circourt erzählt uns (a.a.O. S. 163), dass die Führer der Revolutionäre den Titel „professeurs de barricades" sich zulegten. Es erscheint uns demnach vollkommen berechtigt, von einer Planmässigkeit beim Bau der Barrikaden zu sprechen.

Hohenlohe kommt nun zur Schilderung der Vorgänge bei der reitenden Artillerie. Dabei bedürfen verschiedene Einzelheiten der Berichtigung. Er erzählt uns (S. 27): „Bald traf Befehl ein, dass die Batterie, zu der ich gehörte, nach dem Schloss marschieren, für alle anderen Batterien die Munition aus dem Laboratorium geholt werden solle. Die zweite Reitende marschierte ab, und der Premierleutnant von Kräwell ritt mit einigen Gespannen nach dem Laboratorium, die Munitionswagen zu holen". Nach Schulz (a.a.O. S. 38) und Meyerinck (a.a.O. S. 141) waren es Infanteriepatronenwagen, die Kräwell abzuholen hatte. Hohenlohe irrt weiterhin in der Zeit, wenn er angibt (S. 28), dass Kräwell etwa ½ Stunde nach Abmarsch der zweiten reitenden Batterie von einem Pöbelhaufen beim Rückweg nahe dem Oranienburger Tor überfallen worden sei. Der Abmarsch der zweiten reitenden Batterie erfolgte zwischen 2 und 3 Uhr, während für die Zeit des Ueberfalles auf Kräwell 5¼ bis 5½ Uhr angegeben wird[2]). Auch fernerhin ist bei Hohenlohe der zeitliche Zusammenhang etwas verschoben. Hohenlohe will durch viele Kameraden folgendes gehört haben (S. 29): „Unmittelbar nach der Rückkehr Kräwells tobte die Masse der Aufrührer weiter vor der Kaserne und wollte zu den Fenstern einsteigen. Einige Attacken der Kanoniere aus dem Tore heraus waren fruchtlos, also lud man ein Geschütz mit einem Kartätschenschuss, rollte es zum Tor hinaus und schoss ungezielt ab . . . Dies war der erste Kanonenschuss in Berlin". Schulz (a.a.O. S. 38) und Meyerinck (a.a.O. S. 141) geben übereinstimmend an, dass dieser Kartätschenschuss nicht nach der Rückkehr Kräwells abgegeben wurde, sondern gerade, um diesen Offizier aus der schwierigen Lage, in die er durch den Ueberfall des Pöbels geraten war, zu befreien, wurde das Geschütz aus der Kaserne

[1]) Schulz, a.a.O. S. 24 und S. 72/3; Meyerinck, a.a.O. S. 115 und S. 167.
[2]) Schulz, a.a.O. S. 38; Meyerinck, a.a.O. S. 141.

gerollt und abgefeuert. Da die von Kräwell abgeholten Patronenwagen gar nicht die Munition für die Artillerie brachten, ist es natürlich auch unrichtig, wenn Hohenlohe im folgenden schreibt (S. 29): „Nachdem die Batterien mit Munition versehen waren, marschierten sie auch auf den Schlossplatz". Nach Schulz (a.a.O. S. 38/39) wurden die beiden Patronenwagen gegen Abend von einer halben Schwadron abgeholt. Wenn Hohenlohe schreibt, dass nach dem Kartätschenschuss die Strasse sofort menschenleer wurde, und sich bis Mitternacht kein Aufrührer in der Nähe der Kaserne mehr sehen liess (S. 29), so sind dem die bei Schulz (a.a.O. S. 38/39) und Meyerinck (a.a.O. S. 141) gemachten Angaben entgegen zu halten, wonach die Angriffe der Rebellen mit Schiessen und Steinwürfen fortgesetzt wurden, gegen 6 Uhr zwei Infanteriekompagnien vor der Kaserne erschienen, die Infanterie von der Schusswaffe Gebrauch machen musste und erst dann — ein Zug Grenadiere blieb in der Kaserne zurück — diese Kaserne nicht weiter angegriffen wurde.

Im Fortgang der Erzählung kommt Hohenlohe auf die Barrikade in der Breitenstrasse und auf den Sturm auf das Köllnische Rathaus zu sprechen (S. 31/32): „Dem Schloss gegenüber war die Breite Strasse vor dem Köllnischen Rathaus durch eine Barrikade gesperrt . . . General von Prittwitz liess ein Bataillon dagegen vorgehen. Aber ein wirksames mächtiges Feuer von der Barrikade, das unter Anderen den Kommandeur . . . Oberstleutnant von Falkenstein verwundete, zeigte die Notwendigkeit, erst mit Artillerie zu wirken. Eine Batterie Zwölfpfünder ging vor. Da kam ein Befehl des Königs, nicht zu feuern. Die Aufständischen hätten versprochen, die Barrikade selbst binnen einer Stunde wegzuräumen, wenn sie nicht angegriffen werde. Nach einer Stunde war die Barrikade doppelt so hoch und stark. Wer konnte dem König solche Anerbieten bringen? . . . Man gab später dem Oberstleutnant von Vincke und dem Fürsten Lichnowsky Schuld . . . Die bewusste Barrikade musste nun doch beschossen und gestürmt werden . . . Die Barrikade selbst war nur schwach besetzt, denn die Verteidiger hatten sie des vorangehenden Artilleriefeuers wegen grösstenteils verlassen und sich in den angrenzenden Häusern festgesetzt. Ein massenhaftes Infanteriefeuer hielt die Fenster und Lucken in Furcht, die Barrikade wurde in einem Lauf erstürmt" . . .

Zur Kritik ist folgendes zu bemerken[1]): Die Barrikade wurde zunächst überhaupt nicht angegriffen, der königliche Befehl, den Angriff gegen die Barrikade aufzuschieben, erfolgte, bevor man überhaupt gegen sie vorgegangen war. Der Aufschubsbefehl ist aber nicht Vincke oder Lichnowsky zuzuschreiben[2]), sondern wurde durch eine von Bischof Neander geführte Deputation erwirkt. Diese Deputation hatte dem König erklärt, sie hoffe, das Volk zur Niederlegung der Barrikaden veranlassen zu können, falls ihr Zeit dazu gelassen würde[3]). Die Frist, die ihr gewährt wurde, erstreckte sich bis abends 9 Uhr. Dann erst erfolgte der Angriff, von dem Hohenlohe spricht. Zunächst begann man mit Artilleriefeuer[4]).

[1]) vgl. hiezu Rachfahl, Deutschland etc. S. 147 Anm. 2.

[2]) Auf die Stellung Hohenlohes zu Vincke und Lichnowsky komme ich unten ausführlicher zu sprechen.

[3]) Schulz, a.a.O. S. 44; Meyerinck, a.a.O. S. 127 28; nach Gerlach wurde dem König versichert, daß man bereits mit dem Niederlegen der Barrikaden beschäftigt sei (Gerlach, a.a.O. I S. 137).

[4]) Meyerinck (a.a.O. S. 128) setzt den ersten Artillerieangriff erst nach dem ersten Infanterieangriff an; aber vgl. dagegen Schulz, a. a. O. S. 68; Gerlach, a.a.O. I S. 137; Waldersee, a. a. O. S. 22 und Major O., a.a.O. S. 24/25

Darauf erfolgte der erste Infanterieangriff unter Major von Falkenstein. Der Angriff misslang. Wieder wurde Artillerie herbeigezogen. Darauf ging Major von Falkenstein zum zweiten Mal zum Angriff vor. Dabei kam es dann zu der Verwundung Falkensteins, die Hohenlohe erwähnt. Aber auch diesmal konnte man die Barrikade nicht sofort erstürmen, erst die zur Unterstützung vorgehende 5. Kompagnie des ersten Garderegiments nahm dieselbe im Sturm, wobei, wie Hohenlohe richtig weiss, ein starkes Infanteriefeuer die Fenster und Lucken in Furcht hielt.

Der bei Hohenlohe folgende Abschnitt behandelt die Erstürmung des Köllnischen Rathauses (S. 32): „Die meisten Verteidiger befanden sich im Köllnischen Rathause. Im grossen Rathaussaale waren 47 sogenannte Vaterlandsverteidiger wohlbewaffnet versammelt. Als die Soldaten eindrangen und von Bajonett und Kolben Gebrauch machten, scholl ihnen der Ruf entgegen: ‚Pitié! Vous êtes donc pire que les Russes'. Kein einziger dieser ‚Berliner Helden' konnte deutsch sprechen. Unsere Leute riefen: ‚Wat, die wollen wir mal zeigen, wie man deutsch redet'. Und binnen kurzem waren es 47 Leichen. Im ganzen wurden aus dem Köllnischen Rathaus 97 Leichen hervorgezogen".

Auch dieser Bericht wurde von Rachfahl schon einer Kritik unterzogen. Er sagt[1]): „Diese Mitteilung verträgt sich nicht mit den auf militärischen Akten beruhenden Darstellungen von Schulz (S. 74 ff)[2]) und Meyerinck (S. 128 ff), die beide ausdrücklich bemerken, der eindringende Leutnant von Kleist habe die Treppen und Säle des Rathauses zwar hell erleuchtet, aber sämtlich leer gefunden, da sich die Aufrührer nach oben geflüchtet hätten. Auch der bei Fontane (S. 260 ff) eingefügte Bericht eines der Mitkämpfer im Köllnischen Rathause schliesst die Richtigkeit der Angaben von Hohenlohe aus. Im ganzen wurden in der Breiten Strasse nur etwa 20 Rebellen getötet und 50 gefangen; also kann es nicht im Rathause allein 97 Leichen gegeben haben". Dem letzten Satz Rachfahls können wir allerdings nicht zustimmen. Die Zahl der in der Breiten Strasse Gefangenen und Getöteten ist entschieden grösser gewesen, gibt doch Schulz, auf den sich Rachfahl ja auch stützt, an (a.a.O. S. 71/72): „Nach einer mässigen Schätzung wurden im Köllnischen Rathaus allein 70 Rebellen getötet oder gefangen".

Auf den folgenden Seiten gibt Hohenlohe eine ausgezeichnete Schilderung des Eindrucks, den man von diesem nächtlichen Strassenkampfe erhielt. Er bemerkt ganz richtig (S. 34), dass ein solcher Kampf einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Königs machen musste, den der Gedanke gequält habe, „dass er gegen seine Untertanen kämpfe, deren Glück sein Lebenszweck war. Solche Nacht musste ihn tief erschüttern". Sehr lebendig schildert Hohenlohe weiterhin sein Zusammentreffen mit den vom Frankfurter Tor einmarschierenden Soldaten des 8. (Leib-) Regiments, die die Aufständischen zu sich herüberzuziehen versuchten, indem sie ihnen Geschichten vom Uebergehen der Garde zum Volk mitteilten. Als die Soldaten erfuhren, dass diese Mitteilungen erlogen waren, waren sie hocherfreut[3]).

[1]) Deutschland etc. S. 124 Anm. 4.

[2]) Bei der von uns benützten 2. Aufl. S. 70 ff.

[3]) vgl. Schulz, a. a. O. S. 65; Meyerinck, a. a. O. S. 123 und S. 144/45; Graf Lüttichau, Erinnerungen aus dem Straßenkampfe, den das Füsilierbataillon 8. Infanterie-Regiments am 18. März 1848 in Berlin zu bestehen hatte, Berlin 1849, S. 13.

Der 19. März brach an. „Es machte mir", schreibt Hohenlohe (S.43/4), „einen unheimlichen Eindruck, dass plötzlich seitens der Vorgesetzten in schroffem Gegensatz zu dem Kampfe vom Tag zuvor wieder eine sogenannte milde Praxis gehandhabt wurde". Der Befehl zum Abmarsch erfolgte. Hohenlohe schildert, wie seine Batterie vor dem Abmarsch wartend zu Pferde hielt (S. 44): „Arbeiter in Lumpen trugen die Leichen der im Kampf gefallenen Arbeiter im Triumph zwischen uns hindurch, uns beschimpfend und verhöhnend, in den Schlosshof, und uns wurde befohlen, still zu sitzen und nichts dagegen zu unternehmen. Es war das ‚souveräne Volk' in seinem vollem Glanz. Es kam auch vor, dass solch eine blutbefleckte Leiche sich auf der Bahre erhob und eine Rede halten wollte, worauf einer der Träger ihr zurief: ‚Halt Du doch Dein Maul, Du bist ja eine Leiche', worauf die Leiche ‚ja so' sagte und sich still hinlegte". Hier scheint Hohenlohe seine Phantasie einen Streich zu spielen. Der schauderhafte Transport der Leichen nach dem Schlosse erfolgt erst n a c h dem allgemeinen Abzug der Truppen. Nur von dem 2. Bataillon des 1. Garde-Regiments bemerkt General von Prittwitz ausdrücklich[1]), dsss es einem Leichenzug begegnete, da es sich verspätet hatte, weil es seine Tournister aus der Kaserne in der grossen Friedrichstrasse holen musste. Im übrigen erfolgte nach Prittwitz selbst[2]) der Andrang der eigentlichen Pöbelmassen erst nach 1 Uhr. Die Erzählung von den „falschen" Leichen aber darf sicher nicht allzu ernst genommen werden.

Von hohem Interesse sind die folgenden Seiten der Memoiren: der Verfasser beschäftigt sich hier mit der Frage, wer eigentlich die Schuld an dem Rückzug der unbesiegten Truppen trage. Wir sehen in diesem Punkte natürlich heute klarer als Hohenlohe, der sich oft nur in Vermutungen ergehen kann. Die Memoiren sind aber doch sehr beachtenswert, da sie uns Mitteilungen bringen, die Hohenlohe aus dem Munde von beteiligten hohen Personen erhalten hat, oder sagen wir vorsichtiger, erhalten haben will. Bei der nun folgenden Prüfung dieser Angaben ist, was bis jetzt zu wenig beachtet worden ist, ein Doppeltes zu unterscheiden: einmal müssen wir die Aussagen auf ihre sachliche Richtigkeit hin prüfen, andererseits festzustellen versuchen, inwieweit Hohenlohe unbedingt zuverlässig ist, d. h. ob solche Aussagen überhaupt von den genannten Personen gemacht werden konnten.

Den Anfang macht eine Erzählung des Generals von Prittwitz (S. 45/6): „Prittwitz hat mir erzählt, er habe des morgens den übriggebliebenen Teil von Berlin erobern wollen, da habe er von Seiner Majestät den Befehl erhalten, bis zu einer bestimmten Stunde, ich glaube bis 11 Uhr, zu warten, denn die Aufständischen hätten versprochen, bis dahin alle vorhandenen Barrikaden wegzuräumen und die Waffen niederzulegen. Um diese Stunde sei er zum König gegangen, um ihm Bericht über die Stellungen und seine Absichten betreffs der Fortsetzung des Kampfes zu erstatten. Mit der Genehmigung des Königs habe er das Kabinett verlassen und habe die nach dem Schlosse zurückkehrenden Truppen gesehen. Die betreffenden Offiziere hätten ihm auf seine Vorwürfe geantwortet, sie hätten direkte Befehle vom König erhalten,

[1]) Rachfahl, P. J. a a.O. S. 429.

[2]) Ebenda S. 435 Anm. 61; vgl. Schulz, a.a.O. S 107; Natzmer, a.a.O. III S. 199 200.

überbracht durch Generalstabsoffiziere in Uniform und Schärpe. Darauf sei er, General von Prittwitz, zum König gerufen und mit Vorwürfen überhäuft worden, dass er die Truppen zurückgezogen".

Wir wollen den Bericht Satz für Satz auf seine sachliche Richtigkeit prüfen. Dabei müssen wir aber näher auf die Haltung des Generals von Prittwitz in den Märztagen eingehen. Die Behauptung, dass Prittwitz beabsichtigte, den Rest der Stadt am Morgen des 19. zu erobern — Hohenlohe hat diese Angabe schon auf S. 33 und S. 42 gemacht —, ist entschieden unrichtig. In der von Prittwitz inspirierten Schrift des Obersten von Schulz wird festgestellt, dass der General von Anfang an den Plan hatte, zunächst einen Teil der Stadt in seinen Besitz zu bringen, dann aber abzuwarten, welche Wirkung die Besetzung dieses Teils auf die Bevölkerung machen würde. Weiter heisst es wörtlich bei Schulz (a.a.O. S. 32): „Sollte der Eindruck nicht stark genug sein, den Widerstand zu brechen, so ging die Absicht des Generals — wie wir mit Bestimmtheit angeben können — nicht dahin, sich auf einen ferneren Kampf um einzelne Häuser und Strassen einzulassen, sondern die Garnison aus der Stadt zu ziehen, diese eng einzuschliessen und wenigstens an einzelnen Punkten bewerfen zu lassen". Prittwitz eigene Aufzeichnungen stimmen damit vollkommen überein. Danach stattete der General am Nachmittag des 18. März dem König Rapport ab und erhielt „die vollständige Billigung seines Planes, sich nur eines Teiles der Stadt zu bemächtigen und die Wirkung abzuwarten, welche dies auf die Bewohner ausüben würde".[1]) Diese Ansicht hat der General dem König erneut in der Nacht vom 18./19. März vorgetragen. Er gibt seiner Meinung in der Weise, wie es bei Schulz ausgesprochen ist, Ausdruck, gibt aber ausserdem die Gründe für eine solche Ansicht der Dinge an:[2]) „Sollte der Eindruck nicht stark genug sein, um die Stadt zur Unterwerfung zu bringen, so unterläge es keinem Zweifel, dass die eingenommene Stellung mehrere Tage lang behauptet oder verteidigt werden könne. . . Dagegen halte sich der General nicht stark genug, sollte die Aufregung länger als einige Tage ausdauern, die ganze Stadt, Strasse um Strasse zu nehmen, und zwar aus dem Grunde, weil die Erfahrung bereits gelehrt habe, dass ein siegreiches Vorgehen mit Angriffskolonnen nicht ausreiche, sondern diesen stets zahlreiche soutiens als Reserven gestellt werden müssten, um den Wiederaufbau der Barrikaden und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Rücken der vordringenden Truppen zu verhindern. Dazu reiche bei der Ausdehnung von Berlin die Zahl der vorhandenen Streitkräfte nicht aus. . . Er weist darauf hin, wie die Aufständischen in ihrer Defensive durch die Oertlichkeiten und die genaue Lokalkenntnis so ungeheuer begünstigt, durch tagelange Gefechte sich an das Feuern gewöhnen, in ganz kurzer Zeit dahin gelangen könnten, die Truppen nicht mehr zu fürchten, während diese die entgegenstehenden vielfachen Hindernisse nicht ohne Schwierigkeiten und Anstrengungen zu nehmen vermöchten. Ginge diese Furcht oder dieses Ansehen verloren, so würde die den Truppen allerdings noch verbleibende Ordnung und das übereinstimmende Wirken derselben doch einen schweren Stand gegen die unendliche, wenn auch ungeregelte Uebermacht haben".

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 302.
[2]) Ebenda S. 306/7.

Es ist dies der vielbesprochene pessimistische Bericht des Generals. Die erste Frage, die dabei zu beantworten ist, lautet: War die Lage tatsächlich so, wie sie der Kommandierende General schilderte? Rachfahl hat die Aussagen einer grossen Zahl militärischer wie auch bürgerlicher Berichterstatter zusammengestellt, die darin übereinstimmen, „dass die Chancen der Insurgenten für eine Fortsetzung der Feindseligkeiten sehr schlecht standen".[1]) Rachfahl hat durch diese Zeugnisse es zur Gewissheit gemacht, dass die Lage so war, wie sie Meyerinck (a.a.O. S. 161) schildert: „Am 19. März morgens bedurfte es nur des einen Wortes ‚Vorwärts', und beim ersten Anlauf wären die wenigen Häuser und Barrikaden genommen worden, welche sich noch in den Händen der Aufständischen befanden. Etwa nach Verlauf von einer bis zwei Stunden würde General von Prittwitz haben melden können: ‚Ganz Berlin liegt Euer Majestät zu Füssen!'."

Damit erhebt sich die zweite Frage: Wie kam Prittwitz dazu, sein der Wahrheit widersprechendes Gutachten zu erstatten? In der Beantwortung dieser Frage können wir Rachfahl nicht zustimmen. Der letztere glaubt, dass Prittwitz die eigentliche Lage recht wohl gekannt, aber in tendenziöser Absicht eine andere Darstellung gegeben habe. Rachfahl geht dabei von folgenden Gesichtspunkten aus[2]): „Als am Mittage des 18. März die Revolte wirklich ausbrach, als Prittwitz zwar den Oberbefehl erhielt, sich aber in seinen Operationen durch die Weisungen des Herrschers gehemmt sah, da wurde er sicherlich von lebhaftem Bedauern erfüllt, dass der König seine ursprüngliche Absicht, Berlin zu verlassen, nicht verwirklicht hatte. . . Da nun der König blieb, so war immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, dass schon wegen seiner Neigung zu Verhandlungen die Niederwerfung der Rebellen am folgenden Tage noch nicht vollendet werden möchte. Dann verschlechterten sich allerdings die Aussichten der Truppen für einen glücklichen Erfolg im Strassenkampfe. . . War es in Berücksichtigung dieser Eventualität nicht besser, überhaupt die Stadt zu räumen und den Schauplatz des Angriffs nach aussen zu verlegen? Der König begab sich dann nach Potsdam; Prittwitz aber hatte nun freie Hand: indem er die Stadt zernierte und nötigenfalls beschoss, war es ein Leichtes, sie zur Ergebung zu zwingen. Den König aus Berlin zu entfernen, wenn sich der Kampf, sei es an sich, sei es infolge fruchtloser Verhandlungen mit den Aufständischen, noch länger als einen Tag hinzöge: das war der leitende Gesichtspunkt, der dem Gutachten von Prittwitz offenbar zu Grunde lag". Die Erklärung Rachfahls scheint uns nicht frei zu sein von inneren Widersprüchen, vor allem wenn man bedenkt, dass Rachfahl der bisherigen Auffassung von der schwachen Haltung des Königs lebhaft widerspricht und die von Sybel[3]) und Busch angenommene starke Behinderung des Oberbefehlshabers durch den erschütterten König bestreitet. „Soweit wir", sagt er,[4]) „aus den militärischer Seite herrührenden Darstellungen ersehen

[1]) Rachfahl, Deutschland etc. S. 173/74. Den von Rachfahl angeführten Zeugnissen könnte noch hinzugefügt werden, daß auch nach der Ansicht des Generals von Canitz, wie Varnhagen (a.a.O. S. 356) erzählt, die Truppen vollständig gesiegt haben.

[2]) Rachfahl, Deutschland etc. S. 172/74.

[3]) Aus den Berliner Märztagen. Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel. Historische Bibliothek, Bd. 3, München und Leipzig 1897.

[4]) Deutschland etc. S. 146/7.

können, leitete der Kommandierende General von Prittwitz die militärischen Operationen ganz selbständig, ohne dass sich der König (abgesehen von einem alsbald zu erwähnenden Falle)[1]) überhaupt darum bekümmerte". Von einem Gehemmtsein des Generals kann nach Rachfahl also nur in einem Falle die Rede sein. Er sagt auch ausdrücklich[2]): „Durch diese Vermittlungsbestrebungen und die also herbeigeführte Verzögerung der militärischen Operationen — wenigstens an der einen Stelle — fühlte sich der Kommandierende General von Prittwitz in der Bekämpfung des Aufstandes behindert". Nun mag es ja zutreffen, dass Prittwitz sich durch den genannten Aufschubsbefehl behindert fühlte, obgleich die Aeusserung Gerlachs, der in enger Beziehung zum Prinzen von Preussen und Prittwitz stand, in Beziehung auf diesen Aufschub (a.a.O. I S. 137): „Wir waren damals sämtlich in dieser Art der Kriegsführung so unerfahren, dass wir nicht bedachten, wie jeder Aufschub die Sache verschlimmerte", darauf hinweist, dass die Militärpartei gerade in diesem Fall die herbeigeführte Verzögerung zunächst nicht allzu schwer nahm. Aber können wir glauben, dass Prittwitz nur auf Grund dieses einen Falles eine, wie dem General klar sein musste, so folgenschwere Verfärbung der eigentlichen Lage vorgenommen hätte? Können wir glauben, dass die eine nach Rachfahl völlig vereinzelte Einmischung des Königs Prittwitz zu einem solch radikalen Vorschlag bewegen konnte? Der General wusste doch genau, dass die von Truppen entblösste Hauptstadt für kürzere Zeit wenigstens in die Hand der Rebellen fallen und damit in eine höchst gefährliche Lage geraten würde. Eine solche Massnahme konnte Prittwitz doch nicht aus Verärgerung über eine vereinzelte Einmischung des Königs hin vorschlagen. Dieser innere Widerspruch in der Darstellung Rachfahls wird noch deutlicher, wenn dieser behauptet, dass der König auch in der Nacht vom 18./19. März ganz fest gewesen sei. Rachfahl stützt sich auf das Zeugnis von Diest (a.a.O. S. 8/9), dem Bodelschwingh auf seine Frage „Sage mir, ist der König auch fest", antwortete, „wie kannst Du nur so etwas fragen, wir haben A gesagt, wir werden auch B sagen". Rachfahl bemerkt dazu[3]): „Also der gelindeste Zweifel an der Festigkeit des Königs empörte Bodelschwingh am Abende des 18. März aufs tiefste und versetzte ihn in die leidenschaftlichste Aufwallung".[4]) Wenn die Haltung des Königs tatsächlich so fest war, wie Rachfahl annimmt, so musste doch auch Prittwitz von dieser Haltung des Königs wissen. Wie kam dann Prittwitz dazu, die Nachgiebigkeit des Königs als einen so bestimmten Faktor in seine Rechnung einzusetzen. Wenn der König so fest war, so musste Prittwitz, der die von Rachfahl angenommenen politischen Motive des Königs ja nicht kennen konnte, doch sicher annehmen, dass der König, wenn der Eindruck der bisherigen Massnahmen nicht stark genug wäre, die Stadt zur Unterwerfung zu bringen, die Genehmigung zu einem kurzen endgültigen Angriff geben würde. Aber sehen wir selbst von diesem Widerspruch Rachfahls ab — wir stimmen seiner Auffassung

[1]) Damit ist der Befehl zum Aufschub des Angriffes auf die Barrikade am Köllnischen Rathaus gemeint.
[2]) Deutschland etc. S. 156.
[3]) Ebenda S. 151.
[4]) Unserer Ansicht nach sind diese Worte nur für die Stellung Bodelschwinghs, nicht für die des Königs bezeichnend.

von der Haltung des Königs nicht zu — so steht Rachfahls Erklärungsversuch auch mit dem Gutachten selbst in Widerspruch.

Nehmen wir an, Prittwitz habe sein Gutachten nicht nach militärischen Rücksichten abgegeben, sondern im Hinblick auf den König und dessen Neigung zu Verhandlungen, die die Niederwerfung der Rebellen am folgenden Tage unwahrscheinlich mache, so wäre es doch das natürliche Ziel des Kommandierenden Generals gewesen, dem König eben die Möglichkeit zu weiteren Verhandlungen zu nehmen, d. h. auf die sofortige Abreise des Königs zu dringen. Statt dessen gibt Prittwitz in seinem Gutachten an, dass er gar keine Eile fühle und bezeichnet die Nacht vom 19./20. März als den frühesten Zeitpunkt zur Ausführung seines Planes.[1]) Und wenn Prittwitz sein Gutachten im Hinblick auf den ungünstigen Einfluss der Verhandlungen der Rebellen mit dem König abgab, war es dann noch wahrscheinlich, dass der König, nachdem einen ganzen Tag lang die Möglichkeit solcher Verhandlungen bestand, noch zu einem Abzug der Truppen und der Einschliessung und Beschiessung der Stadt zu bewegen war? Mit seiner Abreise und den damit verbundenen Massnahmen hätte der König ja in Wirklichkeit die Genehmigung zu einer vollständigen und rücksichtslosen Unterwerfung der Stadt erteilt. Nur wäre die Unterwerfung dann auf eine schroffere Weise erreicht worden, als wenn man in einem kurzen und verhältnismässig unblutigen Anlauf den Widerstand der Rebellen am Morgen des 19. März vollends gebrochen hätte. Rachfahl selbst sagt[2]): „Hätte Prittwitz dem König den Stand der Dinge so geschildert, als ob es nur noch eines letzten entscheidenden Sturmes bedürfe, um die Barrikaden zu erobern, so hätte der König schwerlich, wenn sich die Bürger nicht sofort zu freiwilliger Unterwerfung herbeiliessen, seine Zustimmung zu einer derartigen Offensive versagt". Und derselbe Prittwitz, der seinen Bericht absichtlich entstellt haben soll, weil er die Zustimmung des Königs zu einem solchen Vorgehen *jetzt* nicht zu erreichen glaubte, sollte der Ansicht gewesen sein, dass er den König nach einem weiteren Tag, der wieder die unseligen Verhandlungen bringen konnte, zu dem viel umfassenderen Schritt der Zernierung und Beschiessung Berlins bewegen könnte? Wir bezweifeln dabei keineswegs, dass es dem General angenehmer gewesen wäre, wenn der König Berlin verlassen hätte und dem Aufstand sein Objekt genommen worden wäre. Wir wissen auch, dass Prittwitz dem König am Abend des 18. März mitteilen liess, dass der Weg der Eisenbahn nach Potsdam gesichert sei.[3]) Aber wir glauben nicht, dass dieser Wunsch für das Gutachten entscheidend war, umsomehr als Prittwitz seine Ansicht nicht erst in der Nacht vom 18./19. in dieser Weise entwickelt, sondern nach Schulz (a.a.O. S. 32) schon am Mittag des 18. März, ja schon in dem Augenblick, „wo die bisherigen Tumulte in einen allgemeinen Aufstand übergingen", den oben wiedergegebenen Plan vertreten hat. Es erscheint doch völlig unannehmbar, dass Prittwitz schon zu diesem Zeitpunkt seinen ganzen Operationsplan nur auf das Ziel der Abreise des Königs abstellte, und es erscheint uns unmöglich, schon zu dieser Zeit von einer Art oppositionellen Trotzes bei General von Prittwitz sprechen zu können.

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 307.
[2]) Deutschland etc. S. 175.
[3]) Waldersee, a.a.O. S. 26/27.

Wir sehen, dass man sich, wenn man dem General von Prittwitz andere als rein militärische Motive unterschiebt, in die verschiedenartigsten Widersprüche verwickelt, und es bleibt unserer Ansicht nach nichts übrig, als den Grund für das Gutachten in militärischen Ueberlegungen zu suchen. Wir erklären uns das Gutachten so: Prittwitz stand von Anfang an unter dem Einfluss der Urteile französischer Generale, die in den Strassenkämpfen Erfahrung besassen. Es war die Ansicht dieser nach Prittwitz massgebenden Offiziere, dass es besser sei, die Garnison herauszuziehen und zu einer engen Blockade zu verwenden, falls es nicht gelänge, in den ersten beiden Tagen eines Aufstandes sich zum Herrn der Stadt zu machen. Es ist bezeichnend, dass der Hinweis darauf sich sowohl bei Schulz (a.a.O. S. 32) als auch in Prittwitz' eigener Niederschrift über den Vortrag beim König[1]) findet. In diesem Sinne fasste Prittwitz seinen Plan, sich nur in den Besitz des wichtigen Teils von Berlin zu setzen und die Wirkung dieser Besetzung abzuwarten. Es gab dann im Lauf des Kampfes immerhin einige Momente, die den General zu der Ansicht bringen konnten, ein kürzerer Anlauf am anderen Morgen genüge nicht zur Unterwerfung: Barrikaden, die von Truppen erstürmt worden waren, waren nach Abzug der Truppen aufs neue aufgebaut worden und mussten erneut erstürmt werden. So kam der General zu der Ansicht, dass stets zahlreiche soutiens als Reserve aufgestellt werden müssten, wofür seine augenblickliche Truppenzahl nicht ausreichte. Vielleicht hat sich Prittwitz auch durch die Schwierigkeiten bei der Erstürmung der Barrikade am Köllnischen Rathaus über die Widerstandskraft der Aufständischen täuschen lassen. Auch Gerlach hat die Lage daraufhin augenblicklich für sehr bedenklich gehalten. Er erzählt (a.a.O. I S. 137): „Als das Gefecht schwankte, wurde mir bange und ich sagte zu Beyer: ‚Das kann schlimm werden'." Beachtenswert ist auch die Mitteilung von Prittwitz[2]), dass er sich um Mitternacht selbst überzeugt habe, dass das zweite Bataillon des Leibregiments nicht für das Strassengefecht geeignet sei, und dass das erste Bataillon des zweiten Regiments der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen gewesen sei und nicht mehr recht anbeissen wollte. Wenn auch die Tatsachen diesen Mitteilungen nicht entsprachen, so handelt es sich doch nicht etwa um eine nachträgliche Erfindung von Prittwitz. Dies zeigt deutlich der Bericht Manteuffels, dass ihm General von Neumann im tiefsten Vertrauen mitgeteilt habe, „dass einzelne Truppenteile, namentlich das erste Bataillon des zweiten Regiments, abfielen"[3]). Auf jeden Fall sind also dem General Nachrichten dieser Art zu Ohren gekommen. Er mag wohl die Lage auf Grund dieser einzelnen Fälle nicht so günstig beurteilt haben wie andere Persönlichkeiten. Es lag auf Prittwitz eine grosse Verantwortung und selbstverständlich musste er deshalb solche Vorfälle wie die erzählten deutlicher ins Auge fassen als die unverantwortlichen Berichterstatter. Dass man auch sonst in den Kreisen der Offiziere nicht überall die Erschütterung der Aufrührer erkannte und nicht nur mit einem zwei- bis dreistündigen kurzen Kampfe rechnete, zeigt Waldersee, wenn er schreibt, dass die Truppen zur Wieder-

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 306.
[2]) Ebenda S. 308/09.
[3]) Ebenda S. 309; vgl. auch Waldersee, a.a.O. S. 24.

aufnahme des Kampfes gerüstet gewesen wären und vielleicht „bei einem Tageskampf in 24 Stunden" mit den Berlinern Aufwieglern fertig geworden sein würden. So mag Prittwitz zu einer pessimistischeren Ansicht der Dinge gekommen sein, als sie bei der wirklichen Lage gerechtfertigt war. Die französischen Generale schlugen den Ausmarsch vor, falls man in den ersten beiden Tagen nicht zum Ziel komme. Dieser Fall schien Prittwitz wohl einzutreffen. Für einen weiteren Kampf am folgenden Tag hielt er sich eben auf Grund der einzelnen oben angeführten Wahrnehmungen nicht für stark genug und schlug so zunächst ein defensives Abwarten für den folgenden Tag und bei einem negativen Erfolg den Ausmarsch der Truppen vor. Der Grund für das Gutachten scheint also rein militärischer Natur gewesen zu sein.

Kehren wir zu Hohenlohe zurück. Prittwitz habe am folgenden Morgen die Stadt erobern wollen, so berichtet er, aber Befehl erhalten bis 11 Uhr zu warten, da bis dahin die Aufständischen die Barrikaden wegräumen und die Waffen niederlegen wollten, und habe um diese Zeit dem König Bericht betreffs Fortsetzung des Kampfes erstattet. Daran ist nur die Tatsache richtig, dass der General dem König morgens Bericht erstattete. Aber einmal ist die Zeit nicht richtig bestimmt. Die Berichterstattung erfolgte ungefähr gegen 10 Uhr[1]). Auch waren die Absichten Prittwitz' betreffs Fortsetzung des Kampfes, wie wir sahen, ganz andere als Hohenlohe annimmt. Auch der folgende Satz Hohenlohes: „Mit der Genehmigung des Königs habe er [Prittwitz] das Kabinett verlassen und habe die nach dem Schloss zurückkehrenden Truppen gesehen", ist unhaltbar. Prittwitz hat dem König an diesem Morgen denselben Vorschlag wie in der Nacht gemacht, aber während Friedrich Wilhelm IV. um Mitternacht befohlen hatte, den besetzten Teil der Stadt zu halten, darüber hinaus aber keine Eroberungen zu machen[2]), gab er an diesem Morgen überhaupt keine bestimmte Antwort[3]). Von einer „Genehmigung" des Königs kann nicht gesprochen werden, aber es ist auch schon der Zeit nach unmöglich, dass Prittwitz beim Verlassen des königlichen Kabinetts die nach dem Schlosse marschierenden Truppen gesehen hat. Doch müssen wir auf diesen Punkt noch näher eingehen, da Hohenlohe dadurch auf die viel umstrittene Frage, wer den Befehl zum Rückzug gab, hinweist und behauptet, dass Prittwitz die Verantwortung dafür abgelehnt habe.

Rachfahl[4]) hat schon ausgeführt, dass die Fassung des Problems bei Hohenlohe nicht präzis genug ist, da er nicht zwischen den beiden Fragen unterscheidet: 1. Wer hat den Befehl zum Abzug von den Barrikaden gegeben? 2. Wer hat den Befehl zum Abzug der Truppen vom Schlossplatz gegeben? Dass Hohenlohe diese beiden Fragen nicht auseinanderhält, bringt vor allem in seine folgenden Berichte mancherlei Verwirrung (s. u.). Wir wollen die beiden Punkte trennen und uns jetzt im Anschluss an den eben zitierten Satz Hohenlohes mit dem Abmarsch von den Barrikaden befassen.

In der Hauptsache sehen wir heute klar. Es ist unbestritten, dass es der König war, der durch Bodelschwingh den Befehl zum unbeding-

[1]) Schulz, a.a.O. S. 97/98; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 419.
[2]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 307.
[3]) Ebenda S. 420; Schulz, a.a.O. S. 98.
[4]) Deutschland etc. S. 266 Anm. 3.

ten Rückzug der Truppen nach dem Schloss überbringen liess. Prittwitz übernahm die Ausführung des königlichen Befehls und gab den bürgerlichen Deputierten begleitende Offiziere mit den entsprechenden Befehlen mit, fügte jedoch eigenmächtig die Bedingung hinzu, dass der Rückzug an den verschiedenen Plätzen nur erfolgen sollte, wenn die Gegner die Barrikaden niederlegten[1]). Diese Bedingung wurde zum guten Teil nicht erfüllt. Wie kam es nun trotzdem zu dieser allgemeinen Rückzugsbewegung? Darüber ist man sich nicht einig. Busch (a.a.O. S.65/68) und Petersdorff (a.a.O. S. 88/89) vertreten eine Ansicht, die Hohenlohes Annahmen rechtfertigen würden. Danach wäre der Befehl des Generals von Prittwitz von den mit Umgehung des Oberbefehlhabers überbrachten direkten Befehlen gekreuzt worden und dadurch das Unglück geschehen.

Für eine solche Auffassung spricht die Tatsache, dass der Minister von Bodelschwingh sich nach der Verkündigung des königlichen Willens direkt an die anwesenden Offiziere wandte und sie aufforderte, den königlichen Befehl an die Truppen zu überbringen. Wir hören, dass der Flügeladjutant von Brauchitsch sich weigerte, dies Geschäft zu übernehmen[2]). Wir besitzen auch einen solchen unter Umgehung des Generals von Prittwitz erteilten Befehl von der Hand des Generaladjutanten von Neumann[3]). Dass aber, was die unberufenen Befehle anbelangt, viel übertrieben wurde, ist nicht von der Hand zu weisen. Von einer Beteiligung des Freiherrn Karl von Vincke, von der man vielfach hörte, kann nach den späteren Erklärungen Vinckes wohl nicht mehr die Rede sein (s. u.). Dass die Offiziere der Truppen die Befehle eines Zivilisten, wie des vielgenannten Fürsten Lichnowsky befolgten, erscheint sehr unwahrscheinlich, vollends wenn wir hören, dass am 18. März die höheren Führer von dem General von Prittwitz zusammenberufen wurden und ihnen aufgegeben wurde, „keine Befehle von anderen Personen, welche ihnen in übelverstandenem Eifer überbracht würden, anzunehmen"[4]). Auch erscheint es unwahrscheinlich, dass die Offiziere zu der Ueberbringung eines direkten Befehls, wie er von Neumann ausgegeben worden war, noch bereit waren, nachdem Prittwitz, wie wir erwähnten, kurz nach der Eröffnung Bodelschwinghs die Bestellung des königlichen Befehls selbst übernommen und sich zu diesem Zweck mit der bürgerlichen Deputation entfernt hatte. Die von Busch (a.a.O. S. 67) zum weiteren Beweis für seine Ansicht angeführten Bemerkungen des Generals von Prittwitz, die Truppen hätten sich „verkrümelt", und die Truppen seien ihm „durch die Finger gegangen", hat der General selbst später in anderem Sinne gedeutet (s. u.). Wenn Prittwitz auch sonst auf unberufene Befehlsüberbringer hinweist[5]), und wenn Natzmer uns geradezu erzählt (a.a.O. III S. 197/98): „Der General von Prittwitz, den ich später mehrmals gefragt, wer den Befehl zum Abmarsch der Truppen gegeben, blieb immer dabei, er nicht, und er wisse auch nicht, von wem der Befehl ausgegangen", so ist zu bemerken, dass Prittwitz ge-

[1]) Schulz, a.a.O. S. 101; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 426; Gerlach, a.a.O. I S. 142, II S. 49.

[2]) Nach Gerlach a.a.O. I S. 141 weigerte sich Brauchitsch, einen solchen Befehl zu überbringen, nicht (wie Rachfahl, Deutschland etc. S. 225 schreibt) die Offiziere hiezu zu bestimmen; vgl. Petersdorff, a.a.O S. 235.

[3]) Otto Perthes, Beiträge zur Geschichte der Märztage 1848. Preußische Jahrbücher, 63. Bd. (S. 527—543) S. 538.

[4]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 309.

[5]) Gerlach, a.a.O. II S. 49.

rade in diesem Punkt ungenaue und sich widerstreitende Angaben gemacht hat. Sagt er doch selbst in seinem als Manuskript gedrucktem Schreiben vom 22. Oktober 1848[1]): „Der Zweck der vorstehenden Darstellung würde für erreicht gehalten, wenn sich aus derselben ergeben sollte, dass militärischerseits mit vollem Bewusstsein verfahren worden ist, und dass die Ereignisse einander in natürlicher Entwicklung gefolgt sind, ohne dass missverstandene Befehle oder Unberufene und übereilte Bestellungen irgendwie entscheidend oder auch nur erheblich auf dieselben eingewirkt haben". Prittwitz hat sich sogar noch bestimmter über den Rückzug der Truppen von den Barrikaden ausgesprochen; nach seinen eigenen Worten „beschied er, um den Truppen wenigstens den Schein eines erzwungenen, unfreiwilligen Rückzuges zu ersparen, diese sämtliche nach den Plätzen am Schloss und Zeughause, von wo dieselben mit klingendem Spiel nach den verschiedenen Richtungen hin abrückten"[2]). Busch beruft sich endlich noch auf Varnhagen und auf Hohenlohe. Varnhagens Worte (a.a.O. S. 324): „Ich selbst sah einen Offizier, der mit weissem Tuche wehend durch die Strasse ritt und die Truppen, wo er deren fand, abziehen liess" sagen nichts zur Sache, denn dies konnten ja ebensogut einer der von Prittwitz bestellten Offiziere sein. Was Hohenlohe anbetrifft, so sind des Generals Aeusserungen, wenn er sie überhaupt in dieser Form abgegeben hat, eben nur ein weiteres Zeichen, dass der General sich in seinen Aussagen über diesen Punkt widerspricht. Ein Beweis kann mit diesen Worten jedenfalls nicht geführt werden. Es sei auch noch darauf hingewiesen, dass man in völlig unberechtigter Weise ebenso in einem anderen Fall den „unberufenen Adjutanten" verantwortlich machte; hat doch der König selbst den Abmarsch vom Schloss dem Befehl eines solchen zugeschrieben[3]). Was übrig bleibt, ist also nur der eine Fall, da General von Neumann einen Befehl zum Abzug der Truppen erteilte. Der Hauptgrund aber, dass wir der Ansicht von Busch und Petersdorff, die den direkten Befehlen einen entscheidenden Einfluss zuschreiben, nicht zustimmen können, ist schliesslich der Verlauf der Dinge selbst. Wir werden zu zeigen versuchen, dass es gar nicht nötig ist, ohne Wissen des Kommandierenden Generals abgegangene Befehle anzunehmen, um den sofortigen Rückzug zum mindesten des Grossteils der Truppen zu erklären.

Zuerst aber wollen wir uns noch der Theorie zuwenden, die Rachfahl über den Rückzug der Truppen von den Barrikaden aufgestellt hat. Rachfahl nimmt an[4]), dass dem ersten bedingten Befehl ein zweiter Befehl mit unbedingter Rückzugsorder gefolgt sei. Er stützt sich auf Natzmer, der uns berichtet (a.a.O. III S.197): „Die Deputation des Magistrats entfernte sich, um den königlichen Beschluss in allen Stadtteilen bekannt zu machen. Der Prinz von Preussen und der General von Prittwitz beschlossen, sämtliche Truppen einstweilen zwischen dem Schloss und dem Zeughause zu versammeln. Es wurden sogleich Offiziere nach allen Richtungen entsendet, um die Truppen in diese Stellung zu bringen. Der Prinz von Preussen hatte Seiner Majestät dem König diese Anordnung angezeigt, und wie es schien, genehmigte der König die Konzen-

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 426 Anm. 53.
[2]) Petersdorff, a.a.O. S. 90.
[3]) vgl. Busch, a.a.O. S. 68.
[4]) Deutschland etc. S. 230/31 und P. J. a.a.O. S. 426 Anm. 53.

trierung der Truppen zwischen dem Schloss und dem Zeughaus". Rachfahl bemerkt dazu[1]): „Es ist somit von dem durch die Deputierten und ihre militärischen Begleiter übermittelten Befehle des Generals von Prittwitz, durch den der Rückzug noch einmal von der Räumung der Barrikaden abhängig gemacht worden war, ein zweiter Befehl zu unterscheiden, der kurz darauf von Prittwitz als das Ergebnis einer Beratung mit dem Prinzen von Preussen erlassen wurde, und der diese Bedingung wieder fallen liess. Denn was bedeutet der neue Konzentrationsbefehl anders als den unbedingten und allgemeinen Abmarsch aus den Stellungen vor den Barrikaden?" Rachfahl führt als weiteren Beweis für seine Ansicht die oben zitierte Erklärung des Generals von Prittwitz an, wonach er die Truppen nach den Plätzen am Schloss und Zeughaus beschieden habe, um ihnen wenigstens den Schein eines erzwungenen, unfreiwilligen Rückzugs zu ersparen.

Es ist dazu zu bemerken, dass sich Natzmer, auf den sich Rachfahl stützt, gerade in diesem Punkt sehr ungenau unterrichtet zeigt. Nach seinem Bericht müsste es erscheinen, als ob die Deputierten ohne Mitwirkung des Generals von Prittwitz die Befehle überbracht hätten und dann erst Prittwitz seine Befehle erteilte. Tatsächlich verliess aber Prittwitz mit der Deputation das Zimmer, um ihr die Offiziere mitzugeben, die den bedingten Rückzugsbefehl überbringen sollten. Ebenso verfehlt Natzmer die eigentliche Absicht des Prinzen von Preussen, als er den König aufsuchte. Der Prinz erzählt uns den Auftritt selbst[2]): „Als ich ins Hallenkabinett des Königs trat, fand ich ihn auch dort nicht, zurückkehrend ins Speisezimmer trat er auch eben ein; er sah die allgemeine Konsternation, und wir erzählten ihm den Bodelschwingh'schen Auftritt. Er versicherte keinen anderen Auftrag und keinen anderen Befehl gegeben zu haben, als den, der in der Proklamation enthalten sei, und es müsste das sofort noch geändert werden. In demselben Moment kam aber schon das Füsilierbataillon ersten Garderegiments tambour battant über die Kurfürsten-Brücke, darauf das vom Regiment Alexander und die Menschenmasse stürzte nach. Der König befahl, die Brücke sollte besetzt und gesperrt bleiben; — es war zu spät und unmöglich". Rachfahl versucht diesen Widerspruch zwischen Natzmer und dem Prinzen von Preussen dadurch zu beseitigen, dass er annimmt, der Prinz von Preussen habe gegen die Bodelschwingh'sche Erklärung unter dem Hinweis auf die durch den Abmarsch für das Schloss, den König und den Hof entstehenden Gefahren protestiert und dadurch zugleich den von ihm mit Prittwitz beschlossenen Konzentrationsbefehl begründet, der König aber daraufhin in seiner Antwort im Glauben, Bodelschwingh habe die für die Sicherheit des Schlosses notwendigen Weisungen zu geben, unterlassen, erklärt, „das müsste sofort noch geändert werden", nämlich Schloss, Zeughaus usw. in verteidigungsfähigem Zustande gehalten werden. Diese Deutung ist dem Wortlaut nach nicht möglich. Die königlichen Worte, „das müsste sofort noch geändert werden", beziehen sich auf die königliche Proklamation von der Nacht des 18./19. März, in deren Sinn der König nur einen Befehl erteilt haben will. Mit anderen Worten: Der König wollte damit nicht sagen, das Schloss müsste

[1]) Deutschland etc. S. 230/231.
[2]) Petersdorff, a.a.O. S. 232.

genügend besetzt bleiben, sondern er habe den Rückzug nur im Falle der Räumung der gegenüberliegenden Barrikaden befohlen[1]). Wenn der Sinn der königlichen Worte der von Rachfahl angenommene gewesen wäre und der Prinz von Preussen die Billigung des Konzentrationsbefehles zu erlangen versucht hätte, dann wäre auch der folgende Satz, „in diesem Moment kam aber schon das Füsilierbataillon etc." völlig sinnlos, denn eben diese Konzentration zwischen Schloss und Zeughaus wäre der vom Prinzen und von Prittwitz vorgeschlagene Plan gewesen. Wir glauben so annehmen zu müssen, dass Natzmer ungenau den einheitlichen Vorgang des Abgangs der Deputierten mit den Prittwitz' Befehle überbringenden Offiziere in zwei getrennte Vorgänge zerlegt hat und unter seinem Konzentrationsbefehl nichts anderes als der erste und alleinige Befehl von Prittwitz an die die Deputierten begleitenden Offiziere zu verstehen ist. Der Ausdruck „Konzentrationsbefehl" war ja sehr wohl für diesen Befehl zu verwenden. Denn tatsächlich befahl Prittwitz auch damals die Konzentration der Truppen auf das Schloss zu, nur knüpfte er sie eben an die Bedingung der Einebnung der Barrikaden. Dass diese Bedingung zudem nicht allzustark betont gewesen sein kann, werden wir noch sehen. Auch wäre es auffallend, dass wir sonst von keinem militärischen Berichterstatter, von keinem der Offiziere, die nach allen Richtungen entsendet worden seien, etwas von diesem angeblichen zweiten Befehl hören, während uns für den ersten bedingten Befehl verschiedene Zeugnisse zu Gebote stehen[2]). Die Aeusserung des Generals von Prittwitz, die Rachfahl zur Unterstützung seiner Ansicht noch anführt, lässt sich sehr wohl, wie wir sehen werden, auch in einen anderen Zusammenhang einordnen. Schliesslich können wir, wie gegen die Ansicht von Busch, so auch gegen die von Rachfahl auf den tatsächlichen Verlauf der Rückzugsbewegung hinweisen, auf den wir nun eingehen werden, und der uns zeigt, dass es weder unbefugter Befehle noch eines zweiten Konzentrationsbefehls bedurfte, um die allgemeine Rückzugsbewegung einzuleiten. Das Gros der Truppen ist schon auf den ersten Befehl hin abmarschiert; so werden wir finden, wenn wir die Angaben des Obersten Schulz genau betrachten.

Es heisst bei Schulz (a.a.O. S. 101/02): „General von Prittwitz führte die Deputation nach dem kleinen Schlosshofe und rief hier . . . einige mit Pferden versehene Offiziere zu sich, denen er eröffnete: Seine Majestät habe nicht allein das Aufhören der Feindseligkeiten, sondern auch den Rückzug befohlen, jedoch unter der Bedingung, dass die Gegner die Barrikaden niederlegten. Der Bürgermeister Naunyn erbat sich den Major Gr. Rödern zum Begleiter nach der Friedrichstrasse, Oberst Gr. Schlieffen ging mit dem Bezirks-Vorsteher Vollmer, dem Dr. Stieber und Dr. Richter nach dem Dönhofsplatze ab, Leutnant von l'Estocq wurde zum General von Möllendorf gesendet. Adjutanten eilten nach allen Punkten, wo sich kleinere Detachements befanden". Wenden wir uns zunächst Leutnant von l'Estocq zu, der nach dem Alexanderplatz zu den Truppen des Generals von Möllendorf — Füsilierbataillon des ersten Garderegiments, zweites Bataillon und das halbe Füsilierbataillon des

[1]) vgl. auch Gerlach, a.a.O. I S. 142. „Der König selbst sah am 2. Juni, als ich ihn darüber sprach, diese Sache so an: Prittwitz hätte die Truppen keinenfalls vor Räumung der gegenüberstehenden Barrikaden zurückziehen . . . sollen".

[2]) Schulz, a.a.O. S. 101 ff; Meyerinck, a.a.O. S. 162/63; Gerlach, a.a.O. I S. 266, II. S. 49.

Regiments Kaiser Alexander[1]) — eilte. Diese Truppenteile befanden sich, von dem ständig wachsenden Publikum umgeben, in schwieriger Lage. „Mehrmals erschien ein Zusammenstoss der Menge mit den Truppen kaum noch zu vermeiden, und die Lage der letzteren war unter solchen Umständen höchst unangenehm. Endlich befreite sie daraus der durch Leutnant von l'Estocq überbrachte Befehl zum Rückzuge nach dem Schloss, welcher in musterhafter Ordnung und lautloser Stille, inmitten des beifälligen Jubels der Volksmassen ausgeführt war"[2]). Wir hören nicht ein Wort davon, dass die Bedingung der Beseitigung der Barrikaden gestellt, geschweige denn erfüllt wurde. Der bedingte Befehl, den von l'Estocq zu überbringen hatte, wird hier kurzerhand „als Befehl zum Rückzuge zum Schloss" bezeichnet. Leutnant von l'Estocq hat also seinen Auftrag im Sinne eines Konzentrationsbefehles ausgeführt, und es steht fest, dass der Rückzug an diesem Platz durch den mit dem ersten bedingten Befehl des Kommandierenden Generals abgesandten Offiziere veranlasst wurde. Und doch waren, wie uns der Prinz von Preussen erzählt, gerade die hier abziehenden Truppen die ersten, die auf dem Schlossplatz eintrafen[3]). Man sieht, wie falsch es ist, wenn Petersdorff (a.a.O. S. 90) behauptet, das Unglück sei bereits geschehen gewesen, als Prittwitz den bedingten Rückzugsbefehl ausfertigte. Die ersten zurückkehrenden Truppen waren gerade auf diesen Befehl hin abmarschiert.

Wenden wir uns der andern, namentlich benannten Abordnung zu. Graf Rödern hat später Gerlach gegenüber erklärt, „dass er mit dem Bürgermeister Naunyn nur einen Befehl im Geiste der Proklamation gebracht habe"[4]). Dies mag in wörtlichem Sinne zutreffen, aber wie dieser Befehl ausgeführt wurde, zeigt uns Schulz (a.a.O. S. 102): „Graf Rödern und Herr Naunyn begaben sich zum G. M. v. Thümen, welcher von letzterem verlangte, daß er zunächst bei der Barrikade an der Zimmerstrasse die Ruhe herstellen möge. Der Bürgermeister entschloss sich zu dem Versuche, und nach einiger Zeit entsprach der General dem empfangenen Befehle". Man begnügte sich also mit einem „Versuch", die von Prittwitz geforderte Bedingung zu erfüllen, und nach einiger Zeit marschierten auch die Truppen des G. M. v. Thümen — das Füsilierbataillon des 31. Infanterie-Regiments und das erste Bataillon des 12. Infanterie-Regiments[5]) — auf den ersten bedingten Befehl des Generals von Prittwitz hin ab.

Oberst Gr. Schlieffen endlich „nahm seinen Weg über die Schleusenbrücke, den Hausvogtei-Platz, die Jerusalemer Strasse, den Dönhofsplatz, die Linden- und Husarenstrasse, nach der Jakobstrasse und von hier durch die Ritter- und Kommandanten-Strasse wieder über den Dönhofsplatz, durch die Leipziger Strasse bis zum Potsdamer Tor, wo er gegen 12 Uhr ankam".[6]) Bei diesem Weg kam Graf Schlieffen zum ersten Bataillon und Füsilierbataillon des zweiten Garderegiments und zum ersten Bataillon des Kaiser Alexander Regiments. Ueber den Erfolg des

[1]) Schulz, a.a.O. S. 59; zur Aufstellung der Truppen am Morgen des 19. März vgl. Schulz, a.a.O. S. 85—87 und Meyerinck, a.a.O. S. 159/60.
[2]) Schulz, a.a.O. S. 104.
[3]) vgl. Lüttichau, a.a.O. S. 20.
[4]) Gerlach, a.a.O. I S. 266.
[5]) Schulz, a.a.O. S. 39 ff und S. 55.
[6]) Ebenda S. 102.

Grafen Schlieffen wird bei Schulz nichts weiter gesagt, als dass die Friedensbotschaft auf die Mehrzahl der vielen Tausenden, welche beim Erscheinen der Abgesandten die Häuser verliessen, einen unverkennbar freudigen Eindruck machte. Meyerinck (a.a.O. S. 137) sagt darüber: „Da auf Allerhöchsten Befehl das Feuer eingestellt werden sollte, welches friedlich gesinnte Bürger dem Regiment [2. Garderegiment] verkündigten, so ritt der Kommandeur desselben, Oberst Graf von Schlieffen in der Begleitung dieser abgeordneten Bürger durch die Strassen, um diese Botschaft überall zu verkündigen". Wir dürfen wohl annehmen, dass auch hier der Abmarsch der Truppen auf diesen Befehl hin erfolgt ist, umsomehr, als Meyerinck an anderer Stelle in diesem erwähnten Befehl zur Einstellung des Feuers den Rückzugsbefehl als implicite enthalten angibt.[1])

Aehnlich wie bei den erwähnten Truppenteilen wird der Abmarsch bei den kleineren Detachements, zu denen die Adjutanten entsandt worden waren, auch auf diesen Befehl hin erfolgt sein. An einzelnen Stellen scheint auch die Bedingung erfüllt worden zu sein. Loën erzählte Gerlach (a.a.O. II S. 49), „wie ihn Prittwitz nebst Duncker mit der Hasenscharte zu den Barrikaden schickte, wie er sich Prittwitz Befehle genau hätte wiederholen lassen, die Truppen sollten sich erst zurückziehen, nachdem die Barrikaden weggeräumt wären; höchstens könnte man, um Bereitwilligkeit zu zeigen, die äussersten vorgeschobenen Posten zurückziehen. So habe er den Befehl gebracht und so sei er an der Stelle, wo er gewesen, ausgeführt worden".

Die Mehrzahl der Truppen, das geht aus dem militärischen Bericht hervor, hat die Stellung bei den Barrikaden verlassen, nachdem die bezeichneten Offiziere zusammen mit den bürgerlichen Deputierten den bedingten Befehl des Kommandierenden Generals überbracht haben. Die von Prittwitz gestellte Bedingung wurde an den Hauptplätzen allerdings gar nicht erfüllt. Ein zweiter allgemeiner Konzentrationsbefehl war nicht mehr nötig, um die Rückzugsbewegung einzuleiten. Nach dem Abmarsch des Gros, der auf die von Prittwitz entsandten Offiziere zurückzuführen ist, war der Abmarsch der einzelnen Truppenteile, die vielleicht noch in ihren Stellungen sich befanden, eine selbstverständliche Notwendigkeit, da ihre Stellung nach den bisher erfolgten Massnahmen nicht mehr zu halten war. Für solche Truppenteile mag es zutreffen, dass ihnen Prittwitz nachträglich einen unbedingten Rückzugsbefehl zusandte. So berichtet Graf Lüttichau[2]), der sich in unmittelbarer Nähe des Schlosses befand, dass ihm durch seinen Regimentskommandeur, Oberst von Chamier, persönlich der Befehl überbracht worden sei, sich vor den Schlossportalen aufzustellen. Dieser Befehl war aber nur die Folge der allgemeinen Rückzugsbewegung, nicht ihre Ursache.

Es erhebt sich nun allerdings eine weitere Frage: Wie kam es, dass die von General von Prittwitz gestellte Bedingung der Niederlegung der Barrikaden nicht befolgt wurde? Es scheint uns, dass Prittwitz diese Bedingung nur pro forma eingefügt hat, eben um den Truppen, wie er

[1]) s. Meyerinck a.a.O. S. 152: „Als gegen Mittag alle Truppen den Befehl erhielten, das Feuer einzustellen, marschierte das Bataillon [Füsilierbataillon des 31. Infanterie-Regiments] in seine Kantonnements zurück".

[2]) Natzmer, a.a.O. III S. 198.

einmal sagt, „wenigstens den Schein eines erzwungenen, unfreiwilligen Rückzuges zu ersparen“[1]). Eine genaue Ausführung dieser Bedingung hielt ja Prittwitz selbst für militärisch unmöglich. Er hatte persönlich erklärt, dass er dieses schrittweise und allmähliche Zurückziehen, das sein Befehl anordnete, eigentlich gegen seine Ueberzeugung befohlen habe.[2]) Ausserdem hatten die bürgerlichen Abgeordneten ja eben aus dem Munde des Ministers den unbedingten Rückzugsbefehl vernommen, so dass es Prittwitz wohl möglich war, die Bedingung pro forma einzufügen, nicht aber auf ihre unbedingte und buchstäbliche Erfüllung zu bringen. Des Königs Wille war, ein weiteres Blutvergiessen zu vermeiden, und der Hauptton lag demnach auf dem Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. Auch ist es begreiflich, dass Prittwitz auf die seiner Ansicht nach vom militärischen Standpunkt aus verfehlte Bedingung keinen allzu starken Nachdruck legte. Wollte man ein weiteres Blutvergiessen vermeiden, so blieb an manchen Stellen (wie dem Alexanderplatz) einfach keine andere Wahl, als ohne Rücksicht auf die Niederlegung der Barrikaden den Rückmarsch anzutreten. An anderen Stellen strömten, wie Schulz (a.a.O. S. 102) erzählt, viele Tausende auf die Friedensbotschaft hin freudig bewegt aus den Häusern, und die bürgerlichen Deputierten werden natürlich darauf hingewiesen haben, dass die friedliche Gesinnung der Bürger unverkennbar sei und diese Gesinnung eine Gewähr dafür biete, dass auch die Barrikaden weggeräumt würden. Dass dies gerade im Augenblick geschehe, musste danach als nebensächlich erscheinen. Auf diese Weise wurde das Gros der Truppen schliesslich, ohne dass der Befehl des Generals genau und wörtlich erfüllt wurde, zum Rückzug geführt und so schon auf den bedingten Befehl hin die allgemeine Rückzugsbewegung eingeleitet.

Wir glauben so auch die sich widersprechenden späteren Aussagen von Prittwitz erklären zu können: Versteifte er sich auf den Wortlaut des Befehls, den er gegeben hatte, so konnte er allerdings sagen, dass er den Befehl zum Rückzug nicht erteilt habe, denn die von ihm gestellte Bedingung war ja meistens nicht erfüllt worden. Andererseits musste er doch einsehen, dass auf seinen Befehl hin der allgemeine Rückzug angetreten wurde, da die von ihm gestellte Bedingung, wie er selbst wohl wusste, militärisch kaum durchzuführen war. So konnte er auch wieder feststellen, „dass die Ereignisse einander in natürlicher Entwicklung gefolgt sind, ohne dass missverstandene Befehle oder unberufene und übereilte Bestellungen irgendwie entscheidend oder auch nur erheblich auf dieselben eingewirkt haben“[3]).

Wir haben damit festgestellt, dass auch der letzte Teil des Hohenloheschen Berichts mit den Tatsachen nicht übereinstimmt. Auf den letzten Satz Hohenlohes: „Darauf sei er, General von Prittwitz, zum König gerufen und mit Vorwürfen überhäuft worden, dass er die Truppen zurückgezogen“ werden wir bei der in den Memoiren folgenden Erzählung des Königs noch eingehen. Hier wollen wir noch die Frage behandeln, ob es wahrscheinlich ist, dass Prittwitz dem Prinzen Kraft eine solche in den meisten Punkten unrichtige Darstellung gegeben

[1]) Petersdorff, a.a.O. S. 90.
[2]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 426.
[3]) Ebenda, S. 426 Anm. 53.

hat. Busch (a.a.O. S. 66) nimmt an, dass es wirklich der General war, der diese mit der Wahrheit so wenig übereinstimmende Darstellung gab. Rachfahl erwägt immerhin die Möglichkeit, ob nicht „manche der vielfachen und ungeheuerlichen Unrichtigkeiten . . . auf die Rechnung mangelhaften Gedächtnisses beim Prinzen zu setzen sind“[1]), meint aber doch, dass in seinen Grundzügen der Bericht den Eindruck einer einfachen Wiedergabe dessen, was der Prinz von dem General von Prittwitz hörte, mache. Er erinnert daran, dass Pritwitz auch dem Herrn von Bismarck den Hergang unrichtig geschildert habe; er habe dabei die Absicht gehabt, die Verantwortung für den im Schloss eingetretenen Zustand der Wehrlosigkeit abzuwälzen. Selbstverständlich kann man bei dieser Frage zu einem unbedingt sicheren Ergebnis nicht kommen, aber meiner Ansicht nach muss das Schuldkonto von Hohenlohe stärker belastet werden. In der Frage, wer den Befehl zum Abzug der Truppen von den Barrikaden gegeben habe, hat sich Prittwitz unleugbar zweideutig und widerspruchsvoll ausgedrückt. Hier kann also wohl Prittwitz dem Memoirenschreiber gegenüber von den hinter seinem Rücken erteilten Befehlen gesprochen haben. Die übrigen Unrichtigkeiten in dem Bericht glauben wir aber Hohenlohe zuschreiben zu müssen. Prittwitz hat sich sonst nie in diesem Sinne geäussert, im Gegenteil, was z. B. seine Pläne für den 19. März betraf, sich immer ausdrücklich in entgegengesetzter Weise ausgesprochen (s. o.). Auch kann man hier den Grund nicht wie bei der Bismarck abgegebenen Erklärung in der Absicht des Generals suchen, die Verantwortung abzuschieben, da hier die Wahrheit für einen apologetisch gefärbten Bericht keineswegs nachteilig gewesen wäre. Auch will, wie wir sehen werden, genau dieselbe Erzählung von der den Aufständischen bewilligten Frist und dem daran sich anschliessenden Befehl zur Fortführung des Kampfes Hohenlohe auch aus dem Munde des Königs gehört haben. Dass der König und Prittwitz zugleich übereinstimmend sich so ausgedrückt haben, ist doch sehr unwahrscheinlich. Wir glauben eher, dass Hohenlohe nach von anderer unkontrollierbarer Seite gemachten Nachrichten ein bestimmtes Bild von den Märzereignissen im Kopfe trug und die von dem König und Prittwitz gemachten Angaben in den von ihm selbst konstruierten Zusammenhang einordnete. Dass dies die Art war, in der Hohenlohe — sicherlich unbewusst — vielfach verfuhr, werden wir noch öfters bestätigt finden.

Von dem König will Hohenlohe über die Märztage folgendes gehört haben (S. 46): „König Friedrich Wilhelm IV. erzählte mir einst bei einem Spaziergang . . . er habe, als die Aufständischen die bewilligte Frist hätten verstreichen lassen, dem General von Prittwitz Befehl gegeben, den Kampf nach seinem Plane weiterzuführen. Kaum habe der General ihn verlassen, so sei der Prinz von Preussen hereingekommen und habe ihn gefragt, ob es wahr sei, dass er, der König, den Befehl gegeben habe, die Truppen zurückzuziehen. Er habe ihm erwidert: ‚Bist Du toll?‘, habe den General von Prittwitz wieder rufen lassen, der auf die Frage: ‚Herr General, wo sind Ihre Truppen, ich mache Sie mit Ihrem Kopf dafür verantwortlich‘, mit zitternder Stimme geantwortet habe: ‚Majestät müssen mir den Kopf vor die Füsse legen lassen, die Truppen haben sich mir unter den Händen verkrümelt‘. Näheres hörte ich vom Könige nicht.“

[1]) Deutschland etc. S. 266.

Wie ist es um den Wahrheitsgehalt dieser Erzählung bestellt? Dass die Behauptungen des ersten Satzes völlig unrichtig sind, haben wir schon festgestellt. In den folgenden Sätzen ist ein richtiger Kern enthalten. Ich wiederhole kurz: es ist richtig, dass der Prinz von Preussen den König aufsuchte; aber dies geschah nicht, „als der General kaum dessen Kabinett verlassen hatte". Der Prinz von Preussen kam ungefähr um 11 Uhr zum König, während Prittwitz seinen Bericht gegen 10 Uhr erstattete[1]). Der Anlass für den Prinzen, den König aufzusuchen, war die Verkündigung des unbedingten Rückzugsbefehls durch Bodelschwingh. Der Sinn der Worte des Prinzen entsprach durchaus der von Hohenlohe ihm in den Mund gelegten Frage, ob es wahr sei, dass der König den Befehl gegeben habe, die Truppen zurückzuziehen. Ebenso ist richtig, dass der König dies verneinte und behauptete, er habe keinen anderen Befehl erteilt, als den, der in der Proklamation enthalten sei. Nach Hohenlohe soll nun der König den General von Prittwitz gerufen und ihn nach dem Verbleib der Truppen gefragt haben. Hier machte sich bemerkbar, dass Hohenlohe nicht zwischen dem Befehl zum Abmarsch von den Barrikaden und dem Befehl zum Abmarsch vom Schloss unterscheidet, denn nur auf den letzteren kann sich die erzählte Szene beziehen. Wir kommen damit zur Frage des Abmarsches der Truppen vom Schloss, auf die ich, um Hohenlohes Erzählung würdigen zu können, kurz eingehen will.

Die Truppen waren um das Schloss versammelt. Den Befehl zum Abmarsch vom Schlossplatz hat Prittwitz eingestandenermassen gegeben[2]), nur wurde von Prittwitz nahestehender Seite behauptet, dass der General damit den Befehl des Königs auszuführen glaubte und sich nicht bewusst war, gegen den Willen des Königs zu handeln. Oberst von Schulz schreibt (a.a.O. S. 104/05), dass „um 12½ Uhr[3]) sämtliche Truppen hinter dem Schloss und beim Zeughaus versammelt waren. General von Prittwitz behielt sie möglichst lange beisammen, so dass die zuerst eingetroffenen Abteilungen wohl eine Stunde verweilt haben mögen. Gewiss hinreichende Zeit für das Ministerium, sofern es etwa seine früheren Beschlüsse modifizieren wollte, welche Rücksicht der einzige, wenigstens entscheidende Grund dieses Aufenthalts gewesen zu sein scheint. Nach dem Wortlaute der Königlichen Proklamation und den bestimmten Verheissungen, welche Herr von Bodelschwingh im Namen des Monarchen gegeben, durften die Truppen nicht noch länger stehen bleiben. Aber sie konnten auch nicht"[4]). Uns soll hier nicht der letzte Satz beschäftigen, sondern die Behauptung von Schulz, dass Prittwitz im Sinne des Königs zu handeln glaubte. Für die Entscheidung dieser Frage müssen wir uns den Befehl vergegenwärtigen, den Bodelschwingh überbracht hatte: die Truppen sollten von den Strassen und öffentlichen Plätzen zurückgezogen werden. Eine genügende Besetzung und Sicherung des Schlosses war aber ausdrücklich vorbehalten. In dieser Form ist uns der Befehl durch Bodel-

[1]) Da Hohenlohe glaubte, daß der General von Prittwitz gegen 11 Uhr beim Monarchen war (s. o.), so ist insofern seine Angabe von der unmittelbar folgenden Unterredung des Königs mit dem Prinzen von Preußen berechtigt.

[2]) Rachfahl, P. J., a.a.O. S. 428; Schulz, a.a.O. S. 104/5; vgl. Natzmer, a.a.O. III S. 198/99; Waldersee, a.a.O. S. 31.

[3]) Diese Zeitangabe ist ungenau, der Abmarsch erfolgte ungefähr eine Stunde vorher; vgl. Sybel, a.a.O. S. 259.

[4]) vgl. Manteuffel bei Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 430.

schwingh selbst[1]), durch Natzmer (a.a.O. III S. 196) und durch Arnim[2]) überliefert. Manteuffel[3]) und danach Schulz (a.a.O. S. 100), wollen dagegen im Sinne ihrer eben erwähnten Behauptungen wissen, dass der Prinz von Preussen ausdrücklich darauf hingewiesen hätte, dass Schloss, Zeughaus, Schlossplatz und Lustgarten doch besetzt bleiben müssten, worauf der Minister von Bodelschwingh in schroffer Weise erwidert habe, die Worte des Königs, die nicht gedeutelt werden dürften, hätten bestimmt gelautet „von Strassen und Plätzen". Von der Besetzung des Schlosses sei in dem Befehl, den Bodelschwingh überbrachte, keine Rede gewesen. Wir sind nicht in der Lage, diese Behauptung anzuerkennen. Verschiedenes steht dem im Wege. Der Prinz selbst erzählt uns[4]), dass er nur gefragt habe, ob unter den Plätzen auch die Schlossplätze zu verstehen seien[5]). Dass der Prinz von Preussen zudem nicht wohl der Ansicht sein konnte, der Wille des Königs gehe auf den Abmarsch der Truppen vom Schloss, geht daraus hervor, dass er äusserst bestürzt war, als er die Truppen abziehen sah, und den Kriegsminister von Rohr fragte, ob er diesen Befehl gegeben habe[6]). Diese Frage wäre sehr merkwürdig gewesen, wenn der Prinz geglaubt hätte, dass es in dem von Bodelschwingh überbrachten Befehl des Königs ausgesprochen gewesen sei, die Truppen vom Schloss zu entfernen. Der Prinz hätte dann doch sofort darauf kommen müssen, dass Prittwitz eben von der Sinnesänderung des Königs noch nichts wusste und deshalb den Abmarsch befohlen habe. Auch müssen wir beachten, dass Prittwitz selbst, wenn er auf den Abmarsch der Truppen vom Schlossplatz zu sprechen kam, immer nur auf die Unmöglichkeit des weiteren Verbleibens der Truppen daselbst abstellte. So hat er Arnim erklärt, dass der Rückzug der Truppen von dem Schlossplatz und dem Lustgarten „eine unumgängliche Notwendigkeit" gewesen sei[7]). Auch dem General von Gerlach, der Prittwitz beschwor, die Truppen nicht wegzuschicken, erwiderte dieser nicht etwa mit dem Hinweis auf den Befehl seines Königs, sondern er sagte ihm nur zu wiederholten Malen, „es ist nicht anders möglich"[8]). Aber selbst wenn Prittwitz zunächst der Ansicht gewesen wäre, dass in dem königlichen Befehl auch der Abzug vom Schloss angeordnet worden war, — sollte er nichts von dem inzwischen ergangenen Befehl des Königs, die Kurfürstenbrücke besetzt zu halten[9]), gehört haben, sollte er nichts gehört haben von dem Befehl des Kriegsministers von Rohr, dass die Truppen ums Schloss biwakieren sollten![10]) Dadurch wurde doch deutlich, dass man die früheren Beschlüsse, so wie sie Prittwitz aufgefasst haben soll, „modifiziert" hatte. Auf jeden Fall hatte Rohr schon früher wenigstens „geraten", vier Bataillone, vier Eskadronen und acht Geschütze — also eine weit stärkere Besatzung, als sie Prittwitz anordnete — beim Schloss, die übrigen auf anderen Sammelplätzen aufzustellen[11]).

[1]) Diest, a.a.O. S. 25.
[2]) Schulz, a.a.O. S. 91
[3]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 424.
[4]) Petersdorff, a.a.O. S. 232.
[5]) Ebenso Königsmark ebenda S. 234.
[6]) Ebenda S. 233.
[7]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 426 Anm. 53.
[8]) Gerlach, a.a.O. I S. 142.
[9]) Petersdorff, a.a.O. S. 232.
[10]) Ebenda S. 233.
[11]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 430 Anm. 57.

Nach allen diesen Erwägungen kann man wohl sagen, Prittwitz wollte den königlichen Willen nicht kennen; jetzt war er, empört über die vom König in der Nacht vom 18./19. März verfasste Proklamation und die daran sich knüpfenden Ereignisse, in Opposition zum König getreten[1]). Wie später beim Ausmarsch der Truppen aus Berlin hat sich der General auch jetzt über den Willen des Königs hinweggesetzt und den Rückzug in ausgedehnterer Weise verfügt, als der König beabsichtigte. Es wäre allerdings falsch, die ganze Schuld an den Vorgängen deshalb auf Prittwitz schieben zu wollen, denn er war durch die Massnahmen des Königs mit seinen Truppen in eine höchst unangenehme und gefährliche Lage gebracht worden, aus der er sich wohl nur durch einen solch radikalen Schritt befreien zu können glaubte. Dass aber Prittwitz mit dem Befehl zum Abmarsch der Truppen vom Schloss dem königlichen Willen zu entsprechen annahm, wie es Schulz und Manteuffel darstellen, kann nicht aufrecht erhalten werden.

Da der Abzug der Truppen vom Schloss gegen den Willen des Königs geschah, so wäre damit die Voraussetzung für den von Hohenlohe erzählten Zusammenstoss zwischen dem König und Prittwitz gegeben. Der Wortlaut der Aeusserungen des Generals, als er nach dem Verbleib der Truppen gefragt wurde, steht fest. Arnim erzählt ausführlich darüber. Es heisst bei ihm:[2]) „ich . . . erinnere, dass ich . . . vor der Wendeltreppe an Eurer Exzellenz Pferd trat, die Hand auf Ihr Knie legte und fragte: Aber sind denn das alle Truppen, die Euer Exzellenz hier haben? und dass Euer Exzellenz mir erwiderten: ‚die andern haben sich verkrümelt‘ . . . Euer Exzellenz werden sich ferner erinnern: dass noch am Nachmittage desselben Tages [19. März] die Frage an Euer Exzellenz im Kabinett und in Gegenwart Seiner Majestät[3]) gerichtet wurde, wo denn all die übrigen Truppen geblieben? und dass Euer Exzellenz erwiderten: sie sind mir durch die Finger gegangen“[4]). Prittwitz gibt auch zu, beide Aeusserungen in diesem Wortlaut getan zu haben[5]). Er motiviert sie aber damit, dass die erste nur für „vornehme Neugierige“ berechnet gewesen sei, „um sich die Fragen selbst und die Fragesteller vom Leib zu halten“. Prittwitz bestreitet dann aber, dass die zweite Antwort „die Truppen sind mir durch die Finger gegangen“ von ihm dem König gegeben worden sei. Der letztere habe keine Frage an ihn gestellt, ja überhaupt vom 18. nachts bis zum 25. in Potsdam kein Wort mit ihm gewechselt. Hohenlohe ist also jedenfalls darin ungenau, daß er den Ausdruck „verkrümelt“ in der Antwort, die Prittwitz dem König gab, enthalten sein lässt. Diese Formulierung gebrauchte Prittwitz bestimmt Arnim gegenüber. Wenn wir uns weiterhin an die bestimmten Erklärungen des Generals von Prittwitz halten wollen, wonach er den König überhaupt nicht gesprochen hat, so wäre damit sogar die ganze Stelle Hohenlohes über das Gespräch zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Prittwitz ihres Haltes beraubt. Was Arnim anbelangt, so könnte man zur Beseitigung des Widerspruches zwischen ihm und dem General vielleicht

[1]) vgl. die Aeußerung von Prittwitz bei Perthes, a.a.O. S. 535.

[2]) Bemerkungen des Grafen Arnim-Boytzenburg zu der Schrift: Die Berliner Märztage etc. Berlin 1850, S. 26.

[3]) Auf S. 35 und S. 59 seiner Schrift drückt sich Arnim noch genauer dahingehend aus, daß diese Frage vom König selbst gestellt worden sei.

[4]) vgl. Varnhagen, a.a.O. S. 324.

[5]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 438.

annehmen, dass Arnim sich insofern täuschte, als der König bei dieser Szene im Kabinett gar nicht anwesend war.

Wieder erhebt sich jetzt die Frage, ob wir die Verstösse gegen die Wahrheit in dem Bericht Hohenlohes diesem selbst oder dem König zuzuschreiben haben. Es sind uns verschiedentlich Zeugnisse überliefert, die uns zeigen, welche Ansicht der König von dem Verlauf der Dinge in den Märztagen hatte[1]). Dass der König ein unklares Bild von den Vorgängen hatte, können wir deutlich aus diesen Zeugnissen ersehen, nur gingen die Verschiebungen in anderer Richtung als Hohenlohe angibt. Des Königs Aeusserungen stimmen darin überein, dass er Prittwitz stark belastet und ihm die Schuld, wenigstens am Rückzug der Truppen von den Barrikaden, zuschiebt. Hievon weicht Hohenlohe in seinem Bericht des Königs insofern ab, als es darin so dargestellt wird, als ob der Abmarsch der Truppen ohne Wissen und Willen des Kommandierenden Generals erfolgt sei. Dass die von Hohenlohe sowohl Prittwitz wie dem König zugeschriebenen völlig unhaltbaren Aussagen über die den Aufständischen bewilligte Frist und die Pläne des Generals von Prittwitz über die Fortsetzung des Kampfes unserer Ansicht nach auf den eigenen Kombinationen des Memoirenschreibers beruhen, haben wir schon bemerkt. Wenn Busch (a.a.O. S. 39 Anm. 1) die Erzählung des Königs an Prinz Hohenlohe „eine verwirrte Mischung von Wahrem und Falschem" nennt, so glauben wir doch, den grösseren Teil dieser verwirrten Mischung der Person Hohenlohes zuschreiben zu müssen. Der eigentliche Kern der Erzählung, den Hohenlohe aus dem Munde des Königs erfuhr, besteht wohl in des letzteren Bericht über seine Aussprache mit dem Prinzen von Preussen, dem er dabei versicherte, den Befehl zum bedingungslosen Rückzug nicht gegeben zu haben.

Eine sehr interessante und sachlich sicher zutreffende Notiz bringt Hohenlohe im folgenden. Leopold von Gerlach habe ihm einmal gesagt (S. 47/8): „Der ganze Fehler lag darin, dass man mit den Aufständischen verhandelte. Die Aufständischen können keine Zusage halten, denn sie haben keine ausgesprochenen Führer. Die Einen versprechen etwas und wenn sie es halten wollen, werden sie von den Anderen beiseite geschoben, welche sagen, die Versprechenden seien zu dem Versprechen nicht ermächtigt gewesen. Es fehlt ja die Vollmacht. Es fehlt der, der eine Vollmacht geben kann. Die Regierung, die aber ihre Zusagen hält, muss, da der Gegner seine Zusage nicht hält, in den Unterhandlungen alles verlieren, was sie im Kampfe gewonnen. Deshalb ist eine Regierung gegen Insurgenten schon verloren, sowie sie sich überhaupt auf Unterhandlungen einlässt". Wir zweifeln nicht, dass Hohenlohe diese Aussage von Gerlach hatte. Es sei übrigens darauf hingewiesen, dass auch von Nobiling eine ähnliche Aeusserung überliefert ist[2]): „Nobiling... erwiderte, ‚dass er so, wie hier verhandelt werde, gar nicht einsehe, was aus der Sache werden solle'. In der Erörterung, die sich nun entspann, erklärte Nobiling der Prinzessin, ‚man unterhandle ja puissance à puissance einer ganz unbekannten Menge gegenüber'."

Die letzte Mitteilung aus dem Munde einer der beteiligten hochstehenden Personen ist in den Memoiren die des Grafen Arnim-Boytzen-

[1]) Die Aeußerungen des Königs zur Revolution sind zusammengestellt bei Busch, a.a.O. S. 39 Anm. 1.
[2]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 416.

burg (S. 48): „Mir erzählte der Graf einst, er sei mit der Leitung der Staatsgeschäfte am Mittag des 18. März betraut worden und habe dem Könige gesagt, es könne nicht eher etwas geschehen, als bis der Aufstand niedergeschlagen sei. Darauf habe Prittwitz hierzu den Befehl erhalten. Dann sei er, Arnim, beruhigt in seine Wohnung gegangen, in der Ueberzeugung, die Truppen müssten mit dem Janhagel leicht fertig werden; auch sei er nicht befugt, sich bei den Truppen einzumischen, und habe sich am Abend des 18. März mit den Einzelheiten der einzurichtenden ständischen Vertretung beschäftigt. Den anderen Mittag sei er, da er keinen Kampf mehr hörte, ins Schloss gegangen, in der Meinung, ganz Berlin müsse in den Händen der Truppen sein; da habe er abmarschierende Truppen gesehen und den Schlosshof voll Janhagel gefunden. Das Unglück war bereits geschehen".

Auch dieser Bericht ist fehlerhaft und ungenau. Am Vormittag des 18. März war Arnim aufgefordert worden, ein neues Ministerium zu bilden und an dessen Spitze zu treten. Arnim erbat sich 24 Stunden Bedenkzeit. Die ihm von Hohenlohe zugeschriebene Aeusserung kann natürlich gar nicht erfolgt sein, da er ja vor Ausbruch des Aufstandes vom König zur Uebernahme des Ministeriums aufgefordert worden war.[1]) Auch der Schluss der Erzählung ist wieder inkorrekt.[2]) Arnim kam am Morgen des 19. März gegen 10 Uhr auf das Schloss, abmarschierende Truppen kann er um diese Zeit natürlich nicht gesehen haben, hat dies auch nie behauptet. Er war dann selbst im Kabinett des Königs anwesend, als der entscheidende Befehl zum Rückzug erteilt wurde. Arnim scheint allerdings der Meinung gewesen zu sein, dass das Zugeständnis des unbedingten Rückzuges an die bürgerliche Deputation bei seinem Eintritt schon gemacht worden war und der königliche Entschluss im Kabinett nur die buchstäbliche Erfüllung der erteilten Zusage bedeute.

Ueber die weiteren Vorgänge macht Arnim in seiner Schrift selbst folgende Angaben (a.a.O. S. 20/21): „Nachdem sie [die Ernennung des neuen Ministeriums] von Seiner Majestät vollzogen (es mochte etwa gegen 12 Uhr geworden sein), trat ich aus dem Zimmer Seiner Majestät und erwartete nach jenen, vor meinem Eintritt in das Ministerium erteilten Befehlen, das Schloss mit bedeutenden Truppenmassen besetzt zu finden. Statt dessen vernahm ich das Lärmen aufgeregter Massen von Tausenden dicht um das Schloss, welche bereits durch den Schlosshof zirkulierten, wo die Wohnungen Ihrer Majestäten sich befanden, und sah, dass die ganze militärische Besatzung des letzteren aus einigen Kompagnien Infanterie bestand. Auf meine Frage, ob denn dies alle Truppen, welche zum Schutze des Schlosses vorhanden seien, und wo die übrigen sich befänden, erhielt ich die Antwort: dass die übrigen abgerückt wären". Dies und nichts anderes wird es gewesen sein, was Arnim, dessen Wahrheitsliebe gerühmt wird[3]), Hohenlohe erzählt hat. Der letztere hat dann wohl die Angaben Arnims in einen falschen zeitlichen Zusammenhang eingereiht und es so dargestellt, als ob Arnim schon bei seiner Ankunft im Schloss, nicht erst nach der Unterredung mit dem König,

[1]) Schulz, a.a.O. S. 21; Arnim, a.a.O. S. 14.

[2]) Dies ist also nicht der einzige Irrtum Hohenlohes in dieser Erzählung, wie Rachfahl (Deutschland etc. S. 266 Anm. 3) sagt.

[3]) vgl. Rachfahl, Deutschland etc. S. 206 Anm. 2.

den bedenklichen Zustand im Schlosshof angetroffen habe. Die von Arnim angeführte Frage, wo denn die übrigen Truppen sich befänden, wäre ja überflüssig gewesen, wenn er zuvor die abmarschierenden Truppen selbst gesehen hätte. Auch der Irrtum am Eingang des Berichts ist sicherlich nicht Arnim zususchreiben. Hohenlohe bringt dieselbe Version über die Uebernahme des Ministeriums schon früher (S. 31), gibt dabei aber ganz richtig nicht Arnim als Gewährsmann an, sondern sagt, dass er es am 18. März am Schloss, wo er vielerlei erfahren habe, gehört habe. Dass er es damals nicht von Arnim erfahren haben kann, geht daraus hervor, dass Arnim damals gar nicht am Schlosse war. Später hat dann sein Gedächtnis Hohenlohe im Stich gelassen und er glaubte die ihm zu Ohren gekommene Erzählung über Arnim aus dem Munde Arnims gehört zu haben. So entstand die Erzählung, die er von Arnim erhalten haben will, und auf solche Weise werden wir uns manchen der Irrtümer bei den oben behandelten Stellen aus Hohenlohes Memoiren zu erklären haben.

Auf den Seiten, auf denen sich Hohenlohe mit dem Rückzugsbefehl beschäftigt (S. 48/49), kommt auch die Misstimmung gegen den Freiherrn Karl von Vincke und den Fürsten Lichnowsky deutlich zum Vorschein. Vincke sei einer der Offiziere gewesen, die unbefugt eine Schärpe angelegt und den Truppen den Befehl zum Rückzug gebracht hätten; er erzählt von der übergrossen nervösen Gereiztheit Vinckes, nennt ihn geradezu einen „toll gewordenen Generalstabsoffizier" und stimmt seinem Vater zu, der Vincke als wahnsinnig bezeichnet hatte. Als Beweis führt er des letzteren exaltiertes Benehmen in Breslau an. Dort habe er sich bei einem Tumult, während die Truppen gegen den Pöbel zusammengerufen wurden, den Weg zum Oberpräsidenten gebahnt, in dessen Zimmer er sich in einen Sessel geworfen habe mit den Worten: „Hilfe! Rettung! Ich bin gewohnt auf dem Parkett zu gebieten. Austern her!" Graf Waldersee (a.a.O. S. 47), der ebenfalls in etwas abweichender Form von dem seltsamen Benehmen Vinckes in Breslau erzählt, schreibt ebenfalls, dass Vincke in einem solchen Grade aufgeregt war, dass er für ihn fürchtete[1]). Allerdings war diese nervöse Erregtheit bei Vincke ein vorübergehender Zustand, von dem er sich bald wieder erholte[2]). Hohenlohe geht in seinen Aeusserungen sicher zu weit. Was nun die Behauptung anbetrifft, Vincke habe unbefugt den Befehl zum Rückzug überbracht[3]), so hat sich Vincke selbst noch dazu geäussert. „Ich höre", schreibt er in einem am 12. Mai verfassten Postskriptum zu einem Brief vom 11. Mai 1848 an den General von Below,[4]) „dass man mir in Potsdam alles mögliche Böse nachsagt: Ich soll Schuld sein, dass die Truppen zurückgezogen". In demselben Brief bittet er den General um Aufklärung, indem er erklärt:[5]) „Am ganzen 19. bin ich bis abends gegen 6 Uhr nicht im Schloss gewesen, ich kenne also gar nicht die Sinnesumwandlung des Königs während der Nacht oder am Morgen und den Ent-

[1]) vgl. auch die Aeußerung Hauptmanns von Bergh bei Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 289.
[2]) Petersdorff über Vincke in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 39 (S. 756—760) S. 758; Wolff a.a.O. S. 200.
[3]) vgl. Varnhagen, a.a.O. S. 324. „Einige sagen, der Major von Vincke . . . habe den Wegzug der Truppen aus der Stadt angeordnet".
[4]) Karl Freiherr von Vincke über die Bewegungen in den Jahren 1847 und 1848. Ungedruckte Briefe desselben. Hrsg. von Prof. Dr. Georg v. Below. Deutsche Revue, 27. Jahrg. 3. Bd. 1902 (S. 91—108) S. 106.
[5]) Ebenda S. 105.

schluss die Truppen zurückzuziehen. Wer hat den König dabei influenziert und wer hat den Befehl zum Rückzug der Truppen und zum Rückmarsch in die Kasernen gegeben?" Auch hat Vincke in seinem Tagebuch, davon ein Teil von Seiten seiner Familie in der Kreuzzeitung vom 13. April 1898 (Nr. 169) veröffentlicht wurde, den Abmarsch der Truppen „übereilt" genannt und den General von Prittwitz darob getadelt.[1]) Wir müssen ausserdem bedenken, dass nach unseren früheren Feststellungen für diese unberufenen Befehlsüberbringer gar kein Platz mehr ist, sie zum mindesten keinen entscheidenden Einfluss auf die Rückzugsbewegung ausgeübt haben können. Hohenlohe selbst erkennt dies übrigens, wenn er sagt (S. 49): „Aber ein einziger toll gewordener Generalstabsoffizier a. D. [Vincke] und ein Zivilist ohne militärischen Rang [Lichnowsky] können doch eine Massregel von solcher militärischen und politischen Tragweite nicht gegen den Willen der Befehlshaber herbeiführen".

Auch auf den Fürsten Lichnowsky war man damals nicht gut zu sprechen. Das erste Mal nennt ihn Hohenlohe fälschlich zusammen mit Vincke als Urheber des königlichen Befehls, den Angriff auf die Barrikade vor dem Köllnischen Rathaus zu verschieben (s. o.). Bei dieser Gelegenheit sagt er von Lichnowsky (S. 32): „Es gab Berliner Bürger, welche beschwören wollten, den Fürsten in blauer Bluse auf den Barrikaden gesehen zu haben, wie er dem Volke sprach von dem, was er beim König erreicht habe und erreichen werde". Auf S. 49 erwähnt Hohenlohe ihn wieder: „Auch wird behauptet, Fürst Lichnowsky habe den Befehl zum Zurückziehen der Truppen gebracht, zum Teil in Begleitung von Vincke. Mehrere Offiziere wollten ihn erkannt haben. Fürst Felix Lichnowsky hat allerdings unmittelbar darauf sehr laut mit seiner durchdringenden Stimme über die Notwendigkeit des Zurückziehens der Truppen gesprochen".

Man hat dem Fürsten von keiner Seite recht getraut. Auf Seiten der Offiziere wurden die schlimmsten Vorwürfe gegen ihn erhoben. Bei Waldersee (a.a.O. S. 7) heißt es: „Die eigentlichen Leiter hielten sich verborgen, jedenfalls waren höhere Personen mit im Spiel, so gewiß Fürst Felix Lichnowsky, der bereits in Berlin und am 11. bei der Sitzung der Stadtverordneten gegenwärtig war". Graf Oriola berichtet ähnliches wie Hohenlohe; er habe gehört, „wie Lichnowsky das Volk auf den Barrikaden haranguierte, von Freiheit usw. sprach"[2]). In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (I S. 31) endlich heißt es: „Ueber den Fürsten Lichnowsky wurde mir erzählt, daß er abwechselnd oben im Schlosse einschüchternde Nachrichten über Schwäche der Truppen, Mangel an Lebensmitteln und Munition verbreitet und unten auf dem Platze den Aufständischen deutsch und polnisch zugeredet habe auszuhalten, oben habe man den Mut verloren". Aber auch auf der Gegenseite hegt man mancherorts ein Mißtrauen gegen den Fürsten. So sagt Varnhagen (a.a.O. S. 299/300): „Der Fürst Lichnowsky spielte am 18. und 19. März 1848 in Berlin eine zweideutige Rolle. Unten beim Volk schimpfte er auf den Hof, ermahnte zum Trotz, ermunterte zu Barrikaden, oben beim König sprach er vom Niederschiessen des Pöbels, vom Zusammenhauen

[1]) Ein Beweis läßt sich allerdings damit nur führen, wenn das Tagebuch, was ich nicht festellen konnte, wirklich gleichzeitig niedergeschrieben ist.

[2]) Perthes, a.a.O. S. 538.

der Hunde". Mag man auch manchen Klatsch abziehen, bestehen bleibt jedenfalls, daß Lichnowsky in den kritischen Tagen eine übereifrige nervöse Geschäftigkeit an den Tag legte. Für diese aufdringliche Geschäftigkeit spricht auch die Aufzeichnung des Hauptmanns von Bergh:[1]) „Der Fürst Lichnowsky hatte mich aufgesucht, um den Prinzen von Preussen zu sprechen, und hatte eine Proklamation drucken lassen, welche, mit fetter Schrift gedruckt, die Ueberschrift trug: 'Es lebe der konstitutionelle Kaiser'. Der Fürst, der überaus aufgeregt war, wurde sehr derb zurückgewiesen". Ebenfalls kann man nicht bestreiten, dass Lichnowsky in lebhaftem Verkehr mit den Volksmassen stand. Wolff (a.a.O. S. 237/38) stellt fest, dass Lichnowsky zu denen gehörte, die „in den Mittagsstunden des 19. März am lebendigsten mit den Berliner Volksmassen vor und in dem Schloss verkehrten", dass man ihn „in trauter Berührung bald mit dieser, bald mit jener Gruppe erblickte, hier und dort gleichmässig mit seinen schnellen Aperçus den Gesprächsstoff ergänzend", und dass „Hr. Stieber[2]), der gleichzeitig mit dem Fürsten agitierte, versicherte, dass dieser ‚die Massen mit einer bewunderungswürdigen Hingebung zu beruhigen suchte und sein fürstliches Wort verpfändete, dass er auf dem Landtage als ein wahrer Vertreter des Volkes auftreten werde'." Siemens[3]) hat bemerkt, dass sich der Fürst am Nachmittag des 19. März um die Beruhigung der Volksmenge bemühte. Von einem in der Mitte des Schlossplatzes aufgestellten Tische aus habe er die Menge angeredet und es verstanden sie zu bewegen, friedlich nach Hause zu gehen. Mag man auch annehmen, dass des Fürsten ganzes Auftreten auf eine Art unruhigen Betätigungsdrang zurückzuführen ist, mag auch sein Verkehr mit der Menge am Mittag des 19. März, nach Abzug der Truppen, in der ehrlichen Absicht geschehen sein, die Masse zu beruhigen und von unüberlegten Schritten abzuhalten, so wird man doch sagen müssen, dass das Misstrauen, das aus den Berichten über Lichnowsky spricht, nicht ganz unberechtigt war und seine Stellung in den Märztagen uns auch heute nicht ganz einwandfrei erscheint. Was die Ueberbringung von Befehlen zum Rückzug der Truppen anbelangt, so lässt sich wohl nicht mit Sicherheit entscheiden, ob Lichnowsky hier in unbefugter Weise mitgewirkt hat. Auf jeden Fall aber kann, wie wir schon oben bemerkten, ein solcher Befehl, zumal wenn er von einem Zivilisten wie Lichnowsky überbracht wurde, nicht von entscheidender Bedeutung gewesen sein.

Auf die von Hohenlohe im folgenden angestellten Vermutungen, wie es zum Abmarsch der Truppen kommen konnte, brauchen wir im Hinblick auf unsere bisherigen Ausführungen nicht weiter eingehen, nur einen Vorwurf, den Hohenlohe dem General von Prittwitz macht, wollen wir noch besprechen. Er sagt (S. 50/51): „Von einem Vorwurf kann ein unbefangener Beurteiler den braven General von Prittwitz nicht freisprechen, von dem des Mangels an Vorsicht. Er hatte unumschränkte Vollmacht als Gouverneur und Kommandierender General. Wie konnte er es dulden, dass so viele Unbefugte im Schlosse ein- und ausgingen? Wie konnten die Vorschläge der Insurgenten in das leicht abzusperrende

[1]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 289.

[2]) Einer der Führer der Aufständischen, vgl. Hohenlohe S. 34.

[3]) Werner von Siemens, Lebenserinnerungen, Berlin 1892, S. 48.

Schloss den Weg zu den Ohren des Königs finden? . . . Aber auch in der nächsten Umgebung des Königs muss mancher etwas versäumt haben. Denn wenn jene Unbefugten Eingang ins Schloss fanden, so muss es doch verwundern, dass so All und Jeder zum König selbst hereingelassen wurde . . . Sobald der König dem General von Prittwitz Vollmacht gegeben hatte, die Ordnung in Berlin herzustellen, durften die Flügeladjutanten vom Dienst Niemanden dem König mit Fragen anmelden, die in das neue Ressort des Generals von Prittwitz schlugen".

Ueber den Zustand am Hof wurde von mehreren Persönlichkeiten Klage geführt[1]). Sicherlich ist manches versäumt worden, und dem Generaladjutanten von Neumann kann nicht jeder Vorwurf erspart bleiben. Natzmer hat, wie er uns erzählt (a.a.O. III S. 194), „namentlich den General von Neumann dringend gebeten, vermöge seiner Stellung diesem Zustand in den Zimmern des Königs entgegen zu arbeiten und den unberufenen Offizieren und anderen Personen den Eintritt zu verwehren. Aber es geschah leider von keiner Seite etwas, um diesem sehr grossen Uebelstande abzuhelfen". Der einzige, der in diesem Sinne gewirkt hat, scheint der Flügeladjutant Oberst von Brauchitsch gewesen zu sein, von dem wir hören, dass er einmal den Bischof Neander, der wieder zum König zu gelangen suchte, abgewiesen hat[2]). Wenn Hohenlohe aber meint, dass es in der Hand des Generals von Prittwitz gelegen sei, die Berliner Bürger, die für die Aufständischen sprachen, vom König fernzuhalten, so täuscht er sich. Der König selbst war es ja gewesen, der verschiedentlich und dringend die Berliner Bürger aufforderte, zu ihm zu kommen. Schon in der Proklamation „An meine lieben Berliner" hatte der König gebeten, „Männer, voll des echten alten Berliner Geistes", zu ihm zu senden. Rellstab (a.a.O. S. 75) erzählt, dass der König ihm gesagt habe: „Sagen Sie ihnen [den Berlinern], wie ich denke, und, noch besser, bringen Sie mir sogleich 20, 30, 50 Bürger von guter Gesinnung; führen Sie sie hierher, der Weg soll Ihnen durchaus offen stehen; ich will selbst mit ihnen reden". Später äusserte der König sogar[3]), „er wolle selbst mit den Leuten sprechen, welche hinter den Barrikaden stünden, und von ihnen hören, was sie denn eigentlich wollten". So lag es weder in der Macht von Prittwitz noch in der der Flügeladjutanten, die Deputierten aus dem bürgerlichen Lager, die der König selbst zu sprechen wünschte, von diesem fernzuhalten[4]).

Als Beweis für seine Ansicht, dass damals nicht jeder aus dem persönlichen Dienst des Königs richtig verfahren sei, erzählt Hohenlohe (S. 51): „Hat doch ein Adjutant eines der Königlichen Prinzen plötzlich, ohne den Befehl dazu erhalten zu haben, vom 19. März ab den Dienst beim König übernommen und ist nicht mehr von seiner Stelle gewichen. Das war unmöglich, wenn die Flügeladjutanten auf ihrem Posten waren. Sie hätten es nicht dulden können. Dieser Adjutant wurde nachher Flügeladjutant des Königs und ist der spätere Feldmarchall, Statthalter von Elsass-Lothringen, Freiherr von Manteuffel". Hohenlohe ist hier nicht

[1]) Gerlach, a.a.O. I S. 135; Manteuffel bei Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 297 und S. 431; Natzmer, a.a.O. III S. 194; Waldersee, a.a.O. S. 24/25.

[2]) Petersdorff, a.a.O. S. 84.

[3]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 415.

[4]) Rellstab war durch Neumann eingeführt worden; die folgende Deputation, entsprechend des Königs Wunsch, von Rellstab gebracht; die entscheidende Naunyn'sche Deputation erhielt auf Verwendung Bodelschwinghs hin Zutritt beim König.

genau unterrichtet, Manteuffel hat nicht vom 19. ab den Dienst beim König übernommen. Auch war einer der Flügeladjutanten sehr wohl auf seinem Posten. Der Hergang war folgender: Manteuffel befand sich am Abend des 19. März im Schlosse. Die Truppen waren zurückgezogen und Manteuffel fürchtete für die persönliche Sicherheit des Königs. Da erhielt er den Befehl des Prinzen Albrecht, dessen Flügeladjutant er war, in dessen Palais zurückzukehren. „Unter solchen Umständen", erzählt der Biograph Manteuffels[1]), „glaubte Manteuffel dem Befehl seines Prinzen nicht folgen zu dürfen: er blieb die Nacht vom 19. auf den 20. März im Schlosse und wachte mit dem Flügeladjutanten von Hiller und dem ebenfalls zurückgebliebenen Grafen Oriola in dem Bibliothekszimmer neben dem Schlafgemach des Königs, um bei dem ersten bedrohlichen Zeichen das Leben des Königs zu schützen[2]) . . . Am Morgen des 20. März bat Manteuffel den König, wie schon früher oft, um Enthebung vom Posten als Adjutant des Prinzen Albrecht und Versetzung zu seinem Regiment . . . Friedrich Wilhelm sah ihn gerührt an; endlich erwiderte er . . ., ich behalte Sie und den Grafen Oriola zu meinem persönlichen Dienst'."

Die Stadt befand sich in der Hand der Aufständischen. Diejenige Persönlichkeit, der man in böswilliger Erfindung die Hauptschuld an dem Ausbruch des Kampfes, wie auch die eigentliche Leitung des Kampfes selbst zuschrieb[3]), und die sich so den Hass der Bevölkerung zuzog, war der Prinz von Preussen, der verkörperte Soldat, beim Gardekorps beliebt und verehrt. „Es ist keinem Zweifel unterworfen", erzählt Hohenlohe (S. 58), „man hätte ihn umgebracht, wenn man ihn gefunden hätte. Aber man fand ihn nicht, schon am 19. März nachmittags, als der Name des Prinzen im Volk mit einer gewissen Wut genannt war, hatte mein Vater ihn in einer Droschke aus der Stadt geschafft. Meines Vaters Leibjäger, der jetzige Koschentiner Forstinspektor, sass in Zivil wohlbewaffnet auf dem Bock, und brachte ihn zu einem Obersten a. D. nach der Vorstadt — Carlsbad —, wo der Prinz die Nacht zubrachte, um den anderen Morgen nach Spandau zu fahren, in dessen Zitadelle er vorläufig sichere Unterkunft fand".

Der Behauptung, dass Fürst Hohenlohe bei der Flucht des Prinzen von Preussen aus Berlin mitgewirkt hat, muss nach dem übereinstimmenden Zeugnis sämtlicher anderer Quellen[4]) widersprochen werden: Der Prinz hatte sich auf den Wunsch des Königs zum Verlassen der Stadt entschlossen, er benützte dazu die vorbeifahrende leere Equipage des Grafen Nostiz; in das Gefährt, das der Kutscher des Grafen Nostiz führte, stiegen ausser dem Prinzen und der Prinzessin von Preussen die Gräfinnen Hacke und Oriola; Freiherr Karl von Vincke nahm auf dem Bedientensitz Platz. Die Fahrt ging nach Carlsbad zum Geheimrat von Schleinitz. Der Prinz brachte aber dort keine Nacht zu[5]), sondern fuhr noch am gleichen Tag nach Spandau weiter.

[1]) K. H. Keck, Das Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel. Bielefeld und Leipzig 1890, S. 89.
[2]) vgl. Perthes, a.a.O. S. 540.
[3]) vgl. Hermann Oncken, a.a.O. S. 142 Anm. 1.
[4]) Gerlach, a.a.O. I S. 145 46; Waldersee, a.a.O. S. 32 3; Petersdorff, a.a.O. S. 246 ff; Major O. a.a.O. S. 55 ff; Varnhagen, a.a.O. S. 311. Aus den Papieren der Familie v. Schleinitz, Berlin 1905, S. 307 8. Wilhelm Oncken, a.a.O. S. 100—104. Aus dem Leben Theodor von Bernhardis, Teil III. Die Anfänge der neuen Aera, Leipzig 1894, S. 27 und S. 77.
[5]) Derselbe Irrtum bei Waldersee, a.a.O. S. 33 und Gerlach, a.a.O. I S. 146.

Im Laufe der folgenden Tage verliessen die Truppen die Stadt. Hohenlohe glaubt (S. 60)., dieser Abmarsch sei auf den Befehl des Königs erfolgt, „dass alle Truppen, welche es der Disziplin und des Friedens mit den Einwohnern von Berlin wegen für nötig hielten, die Stadt verlassen durften". Wenn man nun auch nicht sagen kann, dass der Kommandierende General vom König persönlich einen gegenteiligen Befehl erhalten hat — er hat den König ja gar nicht gesprochen[1]) —, so war er sich doch darüber im klaren, dass von der Seite des Königs und der Kreise um den König dieser Ausmarsch nicht gewünscht, geschweige denn, wie Hohenlohe meint, befohlen wurde. Prittwitz schreibt selbst[2]): „General von Prittwitz kam auf das Schloss und fand, dass man aller Gegenvorstellungen ungeachtet die Ansicht festhielt, dass die Truppen in den Kasernen bleiben müssten". Wieder, wie beim Abmarsch vom Schloss, hat sich hier Prittwitz oppositionell gegen den König gestellt und auf eigene Verantwortung hin die Regimentskommandeure ermächtigt, die Stadt mit den Truppen zu verlassen, wenn „1. die Disziplin so erschüttert sei, dass nur schleuniger Abmarsch der Auflösung vorzubeugen vermöge; 2. die Kasernen ohne ernstlichen Gebrauch der Waffen nicht länger gegen das Volk gehalten werden könnten[3])". Die Regimentskommandeure, auf deren Schilderung von der gefährdeten Lage hin Prittwitz diesen Befehl erlassen hatte, machten in den folgenden Tagen alle von dieser Erlaubnis Gebrauch.

„Die ferneren Ereignisse im Jahre 1848" ist das folgende Kapitel Hohenlohes überschrieben. Erschütternd kommt darin zum Ausdruck, welche Gedanken das preussische Offizierskorps nach dem Ausmarsch aus Berlin beherrschten. Während Hohenlohe bei der Wiedergabe tatsächlicher Vorgänge sehr unzuverlässig ist, sind seine Memoiren für uns eine hervorragende Quelle für die Wiedergabe der Anschauungen und Stimmungen des preussischen Offizierskorps. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen können auch die Irrtümer des Prinzen für uns von Wert sein, da wir dadurch Einblick in die in Offizierskreisen üblichen Anschauungen erhalten. Besonders fesseln uns die Memoiren aber da, wo Hohenlohe, wie hier, unmittelbar und in aller Lebhaftigkeit die Gefühle der preussischen Offiziere schildert. Zunächst waren sie tief enttäuscht, dass der König nicht inmitten seiner Truppen Berlin verlassen hatte. Zu seinen Truppen, die für ihn gekämpft und geblutet hatten, gehörte doch der König. „Der König" sagt Hohenlohe (S. 67), „hätte können mit uns Berlin verlassen. Als wir abmarschierten, glaubten wir ihn selbstverständlich unterwegs". Für so selbstverständlich hielt man dies, dass sich in Potsdam das Gerücht verbreitete, der König befinde sich in Potsdam[4]). Später erfuhr man dann, dass der König den Plan gehabt hatte, die Hauptstadt zu verlassen. „Die Strassen" fährt Hohenlohe fort (S. 65), „waren früh menschenleer. Niemand hätte ihn gehindert, abzureisen. Alle Welt drängte ihn dazu. Dreimal ist er nachgebend mit der Königin bis zur Tür gegangen, dreimal ist er an der Tür umgedreht und hat sich nicht dazu entschliessen können. Denn er blieb dabei, ein

[1]) vgl. Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 450 (Aufzeichnung des Generals von Prittwitz) „Der König war nicht sichtbar".
[2]) Ebenda S. 450.
[3]) Schulz, a.a.O. S. 110.
[4]) vgl. Busch, a.a.O. S. 35.

König, der aus seiner Residenz fliehe, verwirke seinen Thron. Er wollte lieber auf seinem Throne sterben als fliehen".

Der Plan, die Hauptstadt zu verlassen, ist vom König zu verschiedenen Zeiten erwogen worden.[1]) Die Gründe, die den König zum Bleiben bewegten, waren allerdings bei den einzelnen Gelegenheiten verschieden. Schon am 16. März hatte der König daran gedacht, Berlin zu verlassen. Man machte indes in seiner Umgebung darauf aufmerksam, dass die Abreise als Feigheit ausgelegt werden könnte[2]). Der eigentliche Grund seines Bleibens aber, so gibt der König später Gerlach (a.a.O. I S. 133) an, habe darin bestanden, dass er die Königin, die krank war, nicht allein in Berlin zurücklassen wollte[3]). Nach einer Aufzeichnung des Rittmeisters von Manteuffel[4]) wurde am Mittag des 18. März die Frage wieder erörtert und wieder sprachen verschiedene Persönlichkeiten (darunter Manteuffel selbst) gegen eine Abreise, da man „etwas Ehrloses und Schändendes" darin sah; auch dieses Mal hat der König die Abreise aber hauptsächlich mit Rücksicht auf das Befinden der Königin aufgegeben. In greifbare Nähe rückte die Ausführung des Planes am Mittag des 19. März nach dem Abzug des Militärs vom Schlossplatz. Hier war es, dass Manteuffel den König aufforderte inmitten der noch im Schloss befindlichen zwei Bataillone die Stadt zu verlassen.[5]) Der neuernannte Ministerpräsident von Arnim sprach sich dagegen aus. Er erinnerte daran, „dass es in der Geschichte kein Beispiel gebe, wie ein König, der sich von seiner Hauptstadt losgesagt, die Krone behalten habe"[6]). Doch schien der König von Manteuffel, der gegen diesen Einwurf Arnims auf Heinrich IV. von Frankreich hinwies, überzeugt worden zu sein und ging „raschen Schrittes der Bibliothek zu"[7]). Auf der Wendeltreppe musste das Königspaar jedoch umkehren, da auch der letzte freie Weg durch das Herannahen eines Leichenzuges versperrt wurde[8]). Am Abend des 19. März hören wir erneut von dem Abreiseplan, Graf Arnim verhinderte die Ausführung, „er widersetzte sich fast mit Gewalt diesem Vorhaben und meinte, es würde nach des Königs Abreise sogleich die Republik proklamiert werden".[9]) Zum letzten Mal hören wir endlich am 20. März von dem Vorhaben, Berlin zu verlassen, auch dieses Mal scheint die Abreise wesentlich durch den Widerspruch Arnims unterblieben zu sein.[10]) Diese Vorgänge waren es gewesen, die Hohenlohe in ungenauer Form zu Ohren gekommen waren. Dass ein König, der aus seiner Residenz fliehe, seinen Thron verwirke, war dabei das Argument gewesen, das Arnim gegen den Abreiseplan vorbrachte. Ausschlaggebend wird allerdings Arnims weitere Vorstellung, dass bei

[1]) vgl. Busch, a. a. O. S. 73/74.
[2]) Waldersee, a.a.O. S. 9; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 288 (danach Schulz, a.a.O. S. 16).
[3]) vgl. Leo, a.a.O. S. 21.
[4]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 302.
[5]) Busch (a.a.O. S. 74) erwähnt diesen Vorschlag fälschlich bei dem Fluchtplan am Abend des 19. März. Vgl. dagegen Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 441 ff; Schulz, a.a.O. S. 106.
[6]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 443.
[7]) Ebenda.
[8]) Arnim a.a.O. S. 50; Die Berliner Märztage 1848. Ein Brief Graf Rudolfs von Stillfried-Alcántara. Mitgeteilt von Bernhard Kugler. Deutsche Rundschau, Bd. 62, 1890 (S. 413—422), S. 415.
[9]) Natzmer, a.a.O. III S. 201; vgl. ebenda S. 205; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 447; Gerlach, a.a.O. I S. 145; Perthes, a.a.O. S. 539 40. Nach Prittwitz (Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 448) soll der König, der bereits auf dem Weg zum Wagen war, umgekehrt sein, weil er auf seinem Wege Truppen, die auf den Gängen lagerten, gefunden habe.
[10]) Natzmer, a.a.O. III S. 204 05; Gerlach, a.a.O. I S. 145 verlegt die Auseinandersetzung zwischen Arnim und Manteuffel vom Mittag des 19. März fälschlich hieher.

der Abwesenheit des Königs möglicherweise die Republik ausgerufen werden würde, gewesen sein.[1])

Wir kehren zu Hohenlohe zurück: In Potsdam hörte man unter den Offizieren noch ganz andere Dinge. Es blieb nicht bei der Enttäuschung über das Zurückbleiben des Königs, sondern es zeigte sich sogar da und dort der Wille zum selbständigen Handeln. „Der König", hören wir von Hohenlohe (S. 67/68), „sei gefangen, handle nur gezwungen, sagte man selbstverständlich. An solche Gerüchte knüpften sich Reden und Gegenreden, ob die Befehle eines gefangenen Königs Gültigkeit hätten, ob man sie befolgen müsse, und wer denn nun zu befehlen habe. Es ist keiner Frage unterworfen, dass das Pflichtgefühl, das die sämtlichen Mitglieder der Königsfamilie beherrschte, das Vaterland vor grossem Elend bewahrt hat. Denn wenn der Prinz von Preussen aufgetreten wäre mit der Behauptung, der König sei unfrei, die Truppe hätte seinen Befehlen gehorcht". Aehnlich schreibt Roon[2]) am 22. März 1848, dass man in Berlin nach der Rückkehr der Truppen rufe, diese aber keine grosse Lust dazu hätten, und wenn der Befehl des Königs dazu erfolgen würde, es sich frage, ob man einen solchen nicht als erzwungen und daher als ungültig ansehen würde. Perthes (a.a.O. S. 540/41) erzählt sogar nach einer Mitteilung von Roon, dass man den König aus Berlin herausholen wollte, selbst wenn es wider seinen Willen geschehen sollte. Es ist auch natürlich, dass die über den nachgiebigen König erbitterten Offiziere sich mit doppelter Liebe dem soldatischen Prinzen von Preussen zuwandten, und mancher von ihm ein eigenmächtiges Handeln erhofft haben mag. Die ferneren Ereignisse in Berlin, der Umritt des Königs, sein Befehl die schwarzrotgoldene Kokarde, „das Kampfzeichen der Feinde" (Hohenlohe, S. 68) anzulegen, trugen noch dazu bei, die Erbitterung bei den Offizieren zu steigern. „Alles geht mit knirschenden Zähnen und hängenden Flügeln umher", schreibt Roon (a.a.O. S. 146) am 22. März 1848 in seinem oben erwähnten Brief, in dem er am Eingang den Umritt des Königs in Berlin erwähnt hatte.

Da erschien am 24. März der König unerwartet in Potsdam. Nur kurze Zeit vorher erfuhren die Offiziere von seinem Eintreffen und erhielten Befehl, sich in Potsdam einzufinden, da der König sie zu sprechen wünsche. Sie eilten dorthin. „Wir erwarteten nichts anderes", erzählt Hohenlohe (S. 68), „als dass der König frei von der Knechtschaft des Berliner Pöbels uns aufzufordern und zu beordern komme, durch planmässigen Angriff auf die aufrührerische Hauptstadt daselbst die Ordnung wieder herzustellen. Aber wir wurden durch die Rede, die der König uns hielt, eines ganz anderen belehrt. Unsere Ewartungen waren unsinnig gewesen, das ist richtig, denn wie konnten wir glauben, der König könne einen Kampf gegen die Berliner Bürger befehlen, die er eben erst freiwillig mit Waffen aus dem Zeughause versehen hatte? Aber was wir hörten, war doch sehr hart für uns". Hohenlohe hebt die drei Hauptpunkte der Rede, die der König im Marmorsaal an die versammelten Offiziere hielt, richtig hervor: der König versicherte, dass er nicht, wie man in Offizierskreisen glaube, gefangen sei, sondern voll-

[1]) vgl. Petersdorff, a.a.O. S. 92.

[2]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsminister Grafen von Roon. 1. Bd. 4. Aufl. Breslau 1897. S. 146.

kommen frei handle. Er dankte weiterhin den Truppen, deren Verhalten über alles Lob erhaben sei. Ebenso aber erwähnte er lobend die Berliner Bürger, in deren Mitte er sich ebenso sicher fühle, wie in der Mitte seiner Truppen.[1]) Diese letzte Feststellung hat die Offiziere tief empört; hier, so berichtet Bismarck (a.a.O. S. 26), „erhob sich ein Murren und Aufstossen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preussen in Mitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird". Der König, der darauf aufmerksam gemacht wurde, wie sehr diese Worte seine Offiziere verletzen mussten, verbesserte sich und deutete diesen Satz in anderem Sinne[2]). Zwar war es dem König nicht gelungen, die Herzen seiner Offiziere durch seine Worte wieder zu gewinnen, aber die aktive und offensive Verbitterung machte mehr einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz. „Mit betrübten Herzen", sagt Natzmer (a.a.O. III S. 214), hätten die Offiziere dem König nachgeblickt. Und Prittwitz erzählt[3]): „Die Offiziere gingen die von dem Marmorsaale in den Lustgarten führende Rampe mit dem Gefühl hinab, das ein begossener Pudel haben mag". Nach Hohenlohe (S. 69), der in schmerzlicher Bewegung über die Worte des Königs spricht, war der Eindruck der Rede „tief betrübend und erniedrigender als alles, was wir bis dahin erduldet hatten". Aber auch er sagt auf der folgenden Seite (S. 70): „Auch auf das Offizierskorps im Grossen und Ganzen übte die Anrede des Königs einen heilsamen Einfluss aus. Man hörte wohl viel Misstimmung, Verzweiflung; alle fühlten sich äusserst unglücklich, aber zu unrechten Handlungen war keiner fähig". Die Worte des Königs, der seine Offiziere zur treuen Pflichterfüllung aufgerufen hatte, waren doch nicht ganz wirkungslos verhallt, war doch — Hohenlohe kann mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen (S. 70) — „viel Biederkeit, Pflichtgefühl und Berufstreue unter den Offizieren vorhanden".

Zum Schluss dieses Abschnitts wollen wir noch einige Mitteilungen, die Hohenlohe auf den folgenden Seiten über das Ministerium Brandenburg macht, betrachten. Ungenau ist, was er über das erste Auftreten des Ministeriums in der Kammer weiss: am 9. November, so glaubt er (S. 98), sei die von Eichmann gegengezeichnete königliche Kabinettsorder über die Ernennung des neuen Ministeriums der Versammlung von Brandenburg vorgelegt worden. Hohenlohe wirft hier die Vorgänge vom 2. und 9. November zusammen. Die am 2. November vorgelegte Order war allerdings von Eichmann gegengezeichnet, die am 9. verlesene aber vom Grafen Brandenburg. Später teilt Hohenlohe (S. 105/06) uns eine, wie er allerdings selbst sagt, „poetisch klingende Leseart" mit, wie König Friedrich Wilhelm IV. Brandenburg zum Ministerpräsidenten gewonnen habe. Immerhin ist Hohenlohe geneigt, die Erzählung „für wahr zu halten", da sie so sehr mit der Natur des Königs übereinstimme. Er erzählt, dass der König, der trüb in die Zukunft blickte, einen energischen Mann zur Führung der Geschäfte suchte und nach einer schlaflosen Nacht auf

[1]) Zu der Rede vgl. Gerlach, a.a.O. I S. 148/49; Roon, a.a.O. S. 150—152; Natzmer, a.a.O. S. 214; Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 459/60; Bismarck, a.a.O. S. 26; Petersdorff, a.a.O. S. 98 ff; Waldersee, a.a.O. S. 46; Perthes a.a.O. S. 541; Wolff, a.a.O. S. 424/25.

[2]) Busch (a.a.O. S. 36) bezieht die „Verbesserung" irrtümlich auf den Satz des Königs, daß er es von dem Wunsche der Bürger abhängig mache, ob die Truppen zurückkehren sollen. Vgl. dagegen Bismarck, a.a.O. S. 26; Perthes, a.a.O. S. 541; ebenso spricht der Wortlaut der Verbesserung gegen eine solche Auffassung, s. Gerlach, a.a.O. I S. 149 und Petersdorff, a.a.O. S. 100/01.

[3]) Rachfahl, P. J. a.a.O. S. 460.

Brandenburg verfallen sei. Dieser habe die Berufung erhalten, aber abgelehnt, da er nichts von Staatsgeschäften verstünde, dazu hin noch auch als General um seinen Abschied gebeten. Der König habe ihm darauf geschrieben „I. Eurer Exzellenz bewillige ich hiermit den erbetenen Abschied. II. Als Chef Deines Hauses befehle ich Dir, augenblicklich, tot oder lebendig, zu mir zu kommen, und das Präsidium des Ministeriums zu übernehmen". Dies habe gewirkt, Brandenburg habe den Posten angenommen, indem er erklärte, er werde tun, was der König befehle; Fehler möge ihm der König nicht übel nehmen, da er nichts von den Dingen verstehe.

Ueber die Berufung Brandenburgs sind wir durch Gerlachs Tagebücher ziemlich gut unterrichtet. Die Gebrüder Gerlach waren es auch, die dem König Brandenburg vorgeschlagen haben. Schon am 17. Juli 1848 nennt ihn Ernst Ludwig Gerlach in einem Brief seinem Bruder Leopold „als einen, der in Betracht komme"[1]). Und schon vor der Ernennung des Ministeriums Pfuel hatten die beiden Gerlach Brandenburg dem König vorgeschlagen[2]). Auch später waren es immer wieder die Gerlachs, die auf Brandenburg als den geeigneten Mann hinwiesen[3]). Anfangs Oktober 1848 erhielt dann Leopold von Gerlach den Auftrag nach Breslau zu reisen, um mit Brandenburg wegen der Uebernahme des Ministeriums zu verhandeln. Dass es nicht der König war, der auf Brandenburg gekommen war, geht auch daraus hervor, dass Leopold von Gerlach in Breslau auf eine diesbezügliche Frage Brandenburgs „die Antwort vermied und nur bemerkte, Seine Majestät habe nicht das Geringste gegen ihn eingewandt". Brandenburg war zunächst nicht geneigt, das schwere Amt anzutreten, da er, wie Hohenlohe richtig weiss, sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Er bat Gerlach über Nacht in Breslau zu bleiben, am andern Tag wolle er ihm seine Meinung sagen. Am andern Morgen erklärte er schriftlich, „er stelle sich Seiner Majestät in Ermangelung eines Besseren zur Disposition und bedang sich Freiheit im Handeln"[4]). Als der geeignete Moment gekommen schien, am 11. Oktober, wurde Brandenburg zum Kommen eingeladen. Leopold von Gerlach hatte sich für diesen Fall erboten, sich wieder nach Breslau zu begeben, und fuhr dorthin ab[5]). Brandenburg fuhr nach Berlin, sprach beim König zwar wieder von seiner „Unfähigkeit"[6]), war aber entschlossen, den König nicht im Stich zu lassen. Er erhielt in Berlin nun allerdings so viel Absagen und Warnungen, dass er „im höchsten Grade mutlos, fast verzweifelnd war"[7]). Er fuhr nach Breslau zurück, immerhin bereit, wenn es nottat, dem Ruf des Königs zu folgen, und am 8. November trat der wackere Hohenzoller auch wirklich an die Spitze des Ministeriums.

[1]) Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877, 2 Bde. Schwerin in Mecklenburg 1903. I S. 538.

[2]) Leopold v. Gerlach, a.a.O. I S. 193.

[3]) Ernst Ludwig v. Gerlach, a.a.O. II S. 8, 9. Leopold v. Gerlach, a.a.O. I S. 211.

[4]) Leopold v. Gerlach, a.a.O. I S. 212.

[5]) Ebenda S. 215/16; Justus von Gruner (Rückblick auf mein Leben, III. Deutsche Revue, 26. Jahrg. 1. Bd. 1901 [S. 278—288] S. 285) glaubt fälschlich, dass die zweite Reise Gerlachs erfolgt sei, um Brandenburg, der das erste Mal auf das Bestimmteste abgelehnt habe, doch noch zur Uebernahme zu bewegen. Der eigentliche Sachverhalt geht aus den Tagebüchern der Brüder Gerlach, wie oben dargestellt, hervor.

[6]) Leopold v. Gerlach, a.a.O. I S. 221.

[7]) Ebenda S. 223.

Die Stellvertretung und Regentschaft in Preußen

im Jahre 1857/58.

(Hohenlohe Bd. 2 S. 97/98 und S. 129—134).

Wir fassen in diesem Abschnitt zusammen, was Hohenlohe von den Vorgängen weiss, die sich nach der am 6. Oktober 1857 erfolgten schweren Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. bei der Uebertragung der Regierung an den Prinzen von Preussen zugetragen haben. Bekanntlich wurde zunächst die Form der Stellvertretung gewählt und erst nach Verlauf eines Jahres, im Oktober 1858, die eigentliche Regentschaft eingesetzt.

Hohenlohe erzählt (S. 97 ff), dass er über den Zustand des Königs in den ersten Tagen nach der Erkrankung zwar nicht von eigenen Beobachtungen reden könne, da in der ersten Zeit auch die Flügeladjutanten vom Dienst keinen Zutritt beim König gehabt hätten. Immerhin habe er die Möglichkeit gehabt, aus erster Hand, von den Kammerdienern, Nachrichten über das Befinden des Königs zu erhalten. Allmählich seien Sprache und Bewegung dem König teilweise wiedergekehrt, man sei aber noch im Zweifel gewesen, ob die Gedanken des Königs klar oder verwirrt seien. Am Morgen des 15. Oktober habe der König dann geäussert: „Wilhelm, es liegt alles!" Diese Worte des Königs hätten den Prinzen von Preussen und die Königin aus einer recht peinlichen Lage befreit. „Der erste Schritt des kranken Königs", fährt der Prinz wörtlich fort (S. 97/98), „als er in seiner Berufstreue sagte: ‚Wilhelm, es liegt alles!', erleichterte dem Prinzen den Entschluss. Im vollen Einverständnis mit ihm fragte die Königin nun den König, ob er den Bruder mit seiner Stellvertretung betrauen wolle. ‚Das ist es ja!', sagte der König, und es war ihm, als ob er von einer schweren Last befreit sei, seitdem er verstanden wurde".

Eine genaue Nachprüfung dessen, was sich in den schweren Tagen nach der Erkrankung des Königs ereignete, zeigt uns, dass die Uebertragung der Geschäfte an den Prinzen von Preussen nicht so reibungslos von statten ging, wie Hohenlohe es darstellt. Der Zustand des Königs blieb viel länger, als man nach dem Wortlaut der Memoiren annehmen könnte, derart, dass die Königin Bedenken trug, mit ihrem Gemahl über die Regierungsübergabe zu sprechen. Am 16. Oktober schreibt Leopold von Gerlach (a.a.O. II S. 542): „Gestern war ich noch bei der Königin, deren Angst und Widerwille, dem König eine Order vorzulegen, im Steigen zu sein scheint". Ganz abgesehen von der gesundheitlichen Schädigung des Königs, die von der Vorlage einer solchen Order befürchtet wurde, hielt es die Königin für unmöglich, den König in dem Zustand, in dem

er sich befand, jemand zu zeigen. Der König spreche eine eigen gemachte Sprache und oft ganz widersinnige Dinge. Die Idee der Königin war deshalb, wie Gerlach[1]) uns mitteilt[2]), zu veranlassen, dass der König dem Prinzen mündlich die Regierungsgeschäfte übertrage. Noch am 18. Oktober schrieb Gerlach an den Ministerpräsidenten Manteuffel[3]), dass er gestern Abend noch die Königin gesprochen habe. „Sie hat den Tag über das Befinden des Königs zwar besser, aber nicht von der Art gefunden, dass er auch nur m ü n d l i c h über eine Ueberlassung der Geschäfte an den Prinzen von Preussen hätte befragt werden können". In den folgenden Tagen hat sich der Zustand des Königs etwas gebessert. Als am 21. Oktober der König über seinen Zustand klagte und von der Vernachlässigung der Regierungsgeschäfte sprach, hat die Königin die Gelegenheit benützt und zu ihrem Gemahl von der Notwendigkeit der Uebertragung der Geschäfte an seinen Bruder gesprochen. Auch über den anfänglichen Erfolg dieser Worte der Königin ist Hohenlohe nicht genau im Bilde. Der König ging zunächst nicht darauf ein, er hat im Gegenteil „ein unwilliges Gesicht gemacht und von ‚bei lebendigem Leibe begraben' und dergleichen geredet"[4]). Die Königin brach daraufhin das Gespräch ab, um es bei geeigneter Gelegenheit wieder aufzunehmen und den König von der Notwendigkeit der Uebergabe der Geschäfte zu überzeugen. Sie war inzwischen wohl durch den Einfluss Gerlachs, der „auf Form bei Uebertragung der Regierung"[5]) drang, von dem Plan einer mündlichen Uebertragung abgekommen, nur verlangte sie nach dem oben erwähnten Gespräch mit ihrem Gemahl eine kürzere Urkunde, da die bisherige Order zu formell und zu lang sei und zu sehr einer Abdikation gleiche[6]). Der Prinz von Preussen, die Königin, Manteuffel und Gerlach einigten sich darauf, die Vollmacht des Königs für einen bestimmten Zeitraum und zwar auf drei Monate ausstellen zu lassen[7]). Am 23. Oktober nahm die Königin wieder eine Gelegenheit wahr, um dem König die Uebertragung der Regierung an seinen Bruder nahezulegen. Erst bei dieser Gelegenheit spielte sich der Vorgang ungefähr so ab wie Hohenlohe erzählt. Gerlach berichtet darüber (a.a.O. II S. 547): „Schönlein[8]) hatte das Aufhören der Bulletins beantragt und Ruhe im Krankenzimmer empfohlen. Dies nahm die Königin zur Veranlassung, den König zu bitten, er möchte ‚Wilhelm die Regierung übertragen', worauf der König sofort eingeht und sagt: ‚Das habe ich schon längst gewollt, habe es aber nicht sagen können'. ‚Dann musst Du eine Order unterzeichnen'. ‚Sehr gern'."

Hohenlohe weiss also nichts von den vorausgehenden Verhandlungen und Ueberlegungen und glättet die Vorgänge, indem er die schliesslich sich ergebende Lösung als die ohne weiteres gegebene und durchgeführte darstellt. Damit hängt ein weiterer Irrtum zusammen. Da Hohenlohe das Gespräch der Königin mit ihrem Gemahl, in dem dieser

[1]) Im Folgenden wird Leopold von Gerlach immer nur als „Gerlach" zitiert.
[2]) Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Hrsg. von Heinrich von Poschinger, 3. Bd. Berlin 1901, S. 204.
[3]) Ebenda S. 204/05.
[4]) Gerlach, a.a.O. II S. 545; vgl. Manteuffel, a.a.O. S. 207; Wolf Tümpling, Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I. Hermann von Boyen, Berlin 1898, S. 139.
[5]) Gerlach, a.a.O. II S. 545.
[6]) Ebenda; Manteuffel, a.a.O. S. 207.
[7]) Die Anregung zu der Begrenzung auf einen bestimmten Zeitraum ging nach Gerlach (a.a.O. II S. 546) von dem Prinzen von Preussen aus.
[8]) Der Leibarzt des Königs.

der Uebertragung der Regierung zustimmte, auf einen früheren Zeitpunkt verlegt, so glaubt er, dass zwischen diesem Gespräch und der Unterzeichnung der Order ein gewisser Zeitraum verflossen sei. Tatsächlich erfolgte beides am selben Tag, nämlich am 23. Oktober.

Auch das, was sich in den Memoiren über den Vorgang der Unterzeichnung der Order durch den König findet, bedarf gewisser Berichtigungen. Es heisst dort (S. 98): „Es war daher nötig, dass in Gegenwart der Zeugen Unterhaltungen mit dem Könige gepflogen wurden, aus denen sie ersehen konnten, dass er einen bestimmten klaren Willen habe. Die unvergleichliche Königin unterzog sich diesem schwierigen Amte, in Gegenwart von Zeugen mit dem Könige vorher eine Art Vorstellungsunterhaltung abzuhalten. Die Zeugen waren: der Oberstkämmerer Feldmarschall Graf zu Dohna, der Ministerpräsident von Manteuffel und der Hausminister von Massow. Vor ihnen unterschrieb dann der König die Kabinettsorder, mittels welcher der Prinz von Preussen als sein Stellvertreter die Königlichen Geschäfte auf drei Monate führen sollte, und ein ärztliches Gutachten beglaubigte die Dispositionsfähigkeit des Königs".

Ein Doppeltes ist dazu zu bemerken. Einmal hat es sich nicht um eine Art Vorstellungsunterhaltung gehandelt. Um die Dispositionsfähigkeit des Königs zu beglaubigen, war ja das Attest der Aerzte, das auch Hohenlohe erwähnt, vorhanden. Nach Gerlach (a.a.O. II S. 547/48) verlief der Vorgang auch sehr einfach: „Die Königin liest dem König die Order vor. Der König erklärt sich laut damit einverstanden und sagt ‚Schön!', unterzeichnet sie, bemerkt, drei Monate sei lang und verlangt eine Abschrift". Eine weitere Ungenauigkeit waltet bei Hohenlohe bei der Nennung der Zeugen vor. Ausser dem Prinzen waren wohl Manteuffel und Dohna anwesend, nicht aber Massow. Dagegen wohnte als weiterer Zeuge der Unterzeichnung noch der Prinz Friedrich Wilhelm bei[1]).

In noch höherem Masse sind Korrekturen nötig bei dem Abschnitt Hohenlohes, der von der Einsetzung der Regentschaft und der Stellung des Ministeriums in jenen Tagen handelt. Wir hören von ihm folgendes (S. 129 ff). An die Einrichtung der Regentschaft habe im Ministerium zunächst niemand gedacht, bis im Laufe der Monate September und Oktober 1858 der Prinz von Preussen dem Ministerium eine Reihe von Fragen vorgelegt habe. Zuerst habe er dem Ministerium die Frage gestellt, „ob es eine Fortdauer der bisherigen Stellvertretung für verfassungsmässig halte". Diese Frage sei von den Ministern einstimmig bejaht worden. Daraufhin sei vom Prinzen dem Ministerium die zweite Frage vorgelegt worden, „ob es einer Majorität im Landtage sicher sei, wenn die Stellvertretung in bisheriger Weise länger als ein Jahr fortgesetzt werde". Auch diese Frage sei einstimmig bejaht worden. Die dritte Frage habe gelautet: „Ob, da die Legislaturperiode zu Ende gehe und im Herbste Neuwahlen stattfinden müssten, das Ministerium auch nach den Neuwahlen einer Majorität für die Stellvertretung sicher sei". Bei der Antwort darauf habe im Ministerium keine Einstimmigkeit mehr geherrscht. Darauf sei die vierte Frage erfolgt: „Was ist zu tun, da man dieser Majorität nicht sicher ist". Jetzt hätten mehrere Minister vermutet, dass es die Absicht des Prinzen von Preussen sei, eine Regent-

[1]) Gerlach, a.a.O. II S. 547; Manteuffel, a.a.O. S. 236 37; Louis Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I., Bd. 1, Berlin 1888, S. 109.

schaft einzurichten. Ausser von der Heydt und Simons sei auch der Ministerpräsident von Manteuffel nun für eine vom König einzusetzende Regentschaft gewesen. Der Umfall Manteuffels, der bisher der entschiedenste Vertreter der Fortsetzung der Stellvertretung gewesen sei, habe grosses Erstaunen hervorgerufen. Gerlach sei überzeugt gewesen, dass Manteuffel sich dadurch lediglich in der neuen Aera erhalten wollte. Der Minister von Westphalen habe gegen die Regentschaft gestimmt. Nun sei der Prinz zur fünften Frage geschritten: „Was ist zu tun, wenn sich der König weigert, den Prinzen von Preussen zum Regenten zu ernennen?" Hohenlohe sagt, dass er nicht angeben könne, wie die genaue Antwort der einzelnen Minister auf diese Frage, die sie in die grösste Verlegenheit gebracht habe, gelautet hätte. Die meisten Minister seien der Meinung gewesen, dass der Prinz in diesem Falle, unter Umgehung des Königs, die Regentschaft am 23. Oktober zu übernehmen und dem Landtage zur Anerkennung zu unterbreiten habe. Andere hätten geraten, die Regierung dem König zurückzugeben. Des letzteren Regierungsunfähigkeit würde sich dann von selbst herausstellen. Ja, es habe sich das Gerücht verbreitet, dass einige Minister sogar geraten hätten, den kranken König zur Unterschrift zu zwingen. „Die fünf oben angegebenen Fragen gingen dem Gesamtministerium vom Prinzen von Preussen schriftlich zu. Dieses aussergewöhnliche Verfahren an Stelle eines Ministerkonseils in Gegenwart des Prinzen, sowie die bei der Aufeinanderfolge der Fragen beobachtete Logik lässt vermuten, dass der Prinz, schon ehe er die erste Frage stellte, entschlossen war, mit den bisherigen Grundsätzen der Regierung vollständig zu brechen".

Auch hier zeigte sich wieder, dass Hohenlohe über die den entscheidenden Vorgängen vorausgehenden Verhandlungen und Ueberlegungen nicht genügend unterrichtet ist. Schon längst, bevor der Prinz das Ministerium schriftlich zu einem Gutachten aufforderte, war man sich darüber im klaren, dass der Prinz von Preussen auf die Regentschaft hindrängte, und es bedurfte nicht erst der Fragen des Prinzen, um bei den Ministern und insbesondere bei Manteuffel die Vermutung aufkommen zu lassen, dass der Prinz die Einrichtung der Regentschaft wünsche. Schon am 28. Februar 1858 schreibt Bernhardi (a.a.O. III S. 5): „Der Prinz von Preussen will ein Jahr ausdauern in der Stellvertretung — und dann die Verhältnisse zur Entscheidung bringen". Schon bald hatte der Prinz auch zum Ausdruck gebracht, dass es die Aufgabe des Ministeriums sein werde, die nötigen Schritte zur Ueberführung der Stellvertretung in die Regentschaft zu unternehmen, falls nach Ablauf des Jahres keine sichere Aussicht auf Wiederherstellung des Königs vorhanden sei. Sowohl gegen den General von Roon, wie auch gegen den General von Natzmer sprach er sich in zwei Briefen, die beide vom 17. Mai 1858 stammen, in diesem Sinne aus[1]). Der Prinz hat seine Ansicht auch mündlich dem Ministerpräsidenten ausgesprochen. Gerlach trägt am 31. Mai in sein Tagebuch ein (a.a.O. II S.601): „Manteuffel hat den Prinzen gefragt, was er nach Ablauf des Jahres zu tun gedenke? Darauf hat S.K.H. zuerst geschwiegen und dann gesagt, er erwarte, dass die Initiative von den Ministern ausgehen würde"[2]). Es bestand kein Zweifel

[1]) Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt und erläutert von Ernst Berner. 1. Bd. 1797—1860. Berlin 1906. S. 432/33.
[2]) Vgl. Gerlach, a.a.O. II S. 602 und S. 604.

darüber, dass der Prinz die Regentschaft, die dem peinlichen Zustande der Stellvertretung ein Ende machen sollte, im Auge hatte. Mit aller Deutlichkeit hat der Prinz in einem Brief vom 28. Juli 1858 von Baden-Baden aus dem Ministerpräsidenten seine Auffassung dargelegt[1]): „Sie kennen meine Ansicht über die zum 23. Oktober herannahende Frage genau. Ist bis gegen diesen Termin eine Besserung des Königs nicht insoweit eingetreten, dass die Aerzte einen bestimmten Zeitpunkt bestimmt angeben können, bis zu welchem der König die Regierung wieder übernehmen kann, so ist der Wortlaut der Verfassung: ‚einer dauernden Behinderung' erfüllt, und es müssen Schritte geschehen, eine Regierungsform zu instituieren, die gesetzlich ist und den Kammern nicht die Initiative zu ergreifen überlässt, was nach $^5/_4$ jähriger Dauer des Königs Gesundheitszustandes unbedingt sonst geschehen wird und keine haltbaren Gründe dann mehr dagegen anzuführen sind . . . Somit erscheint die Einsetzung einer Regentschaft das allein Mögliche, nur mit dem Unterschiede, dass nicht nach dem Wortlaute der Verfassung der nächste Agnat sie ergreift, sondern dass sie vom König eingesetzt wird, da derselbe völlig zurechnungsfähig ist, ihm also eine veränderte Regierungsform nicht über den Kopf fortgenommen werden darf noch kann". Schon bald, und ganz im Gegensatz zu den Angaben Hohenlohes, längst bevor der Prinz dem Ministerium die Frage vorlegte, hatte sich auch im Ministerium eine Partei gebildet, die die Einsetzung der in der Verfassung vorgesehenen Regentschaft forderte, da der König doch dauernd an der Ausübung der Regierung verhindert sei. Diese Ansicht wurde durch den Justizminister Simons und den Minister von der Heydt vertreten[2]).

Den eigentlichen Anstoß zur Behandlung der Frage der Regentschaft gab allerdings, wie Hohenlohe richtig weiß, die schriftliche Aufforderung des Prinzen an das Ministerium, sein Gutachten über die tatsächlichen Verhältnisse und die Regentschaftsfrage abzugeben. Doch erfolgte diese Aufforderung nicht erst im Laufe der Monate September und Oktober, sondern schon am 18. August 1858. Die wesentlichen Sätze des an das preußische Staatsministerium gerichteten Schreibens des Prinzen lauten[3]): „Es ist . . . seit dem Beginn jener unheilvollen Krankheit, welche des Königs Majestät von der Ausübung der Regentenpflichten fernhält, länger als ein Jahr verflossen, und wenigstens ist zur Zeit eine sichere Aussicht noch nicht gewonnen, zu welchem Zeitpunkte des Königs Majestät zur Wiederübernahme der Regierung im Stande sein möchte. Endlich kommt zur Berücksichtigung, daß der Ablauf der Mandate der Abgeordneten mit dem Beginne des Monats Oktober bevorsteht, und daß demnach neue Wahlen für das Abgeordnetenhaus auszuschreiben sein werden. Es muß sich daher die Frage aufdrängen, ob der gegenwärtige Zustand ohne Verletzung der Landes-Verfassung und ohne dem Landtage gegründete Veranlassung zu einer unter allen Umständen unangenehmen Initiative in dieser Angelegenheit zu geben, noch ferner verlängert werden kann; und es knüpft sich, wenn diese

[1]) Manteuffel, a.a.O. S. 303.

[2]) Alexander Bergengrün, Staatsminister August Freiherr von der Heydt, Leipzig 1908, S. 248; Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Volksausgabe, 2. Bd. München und Berlin 1901, S. 215.

[3]) Aktenstücke zur preußischen Regentschaftsfrage vom Jahre 1858. Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst. 65. Jahrg. 2. Halbjahrsband, 1908 (S. 689—692) S. 690.

Frage verneint wird, hieran die fernere Erwägung, in welcher verfassungsmäßig gerechtfertigten Weise unter Wahrung der Interessen Meines Königlichen Hauses und des Landes die obere Leitung der Staats-Angelegenheiten ferner geordnet werden soll. In zweiter Linie treten die Rücksichten der Zweckmäßigkeit wegen Wahl des Zeitpunktes und wegen der Modalitäten, unter denen die Heranziehung der etwa erforderlichen Mitwirkung des Landtags stattzufinden hätte, in die Erwägung. Bevor Ich Meinen Beschluß unter diesen Gesichtspunkten feststelle, will Ich zunächst eine gutachtliche Aeußerung des Staats-Ministerii bezüglich der erwähnten tatsächlichen Verhältnisse und der angeregten Frage vernehmen".

Soweit wir sehen, erging nur diese eine schriftliche Aufforderung zu einem Gutachten und hat es sich nicht um ein System nacheinander erfolgter schriftlicher, logisch berechneter Fragen gehandelt. Was Hohenlohe als Inhalt der fünf Fragen berichtet, waren Ueberlegungen und Erwägungen, die bei der Beantwortung des Schreibens des Prinzen zu erfolgen hatten. Der ganze Fragenkomplex ist darin schon angedeutet. Was Hohenlohe als erste Frage anführt, ob nämlich das Ministerium die Fortdauer der bisherigen Stellvertretung für vereinbar mit der Landesverfassung halte, bildete den Ausgangspunkt des Schreibens. Diese Frage ist von den Ministern einstimmig bejaht worden[1]) darin sind die Memoiren zutreffend. Die Frage in dem Schreiben des Prinzen, ob man dem Landtag keine Veranlassung zu einer Initiative in dieser Angelegenheit gebe, mußte selbstverständlich auf die Ueberlegung führen, die Hohenlohe seinerseits als zweite Frage einführt, ob man nämlich einer Majorität im Landtage sicher sei, wenn die Stellvertretung in bisheriger Weise länger als ein Jahr fortgesetzt werde. Auch Gerlach weiß von den Verhandlungen über diesen Punkt. Er schreibt (a.a.O. II S. 610): „Da die Mehrzahl der Minister den jetzigen Zustand für verfassungsmäßig hält, so verlangt der Prinz von ihnen die Bürgschaft und die Versicherung, daß der Landtag dem beitreten werde. Eine Zumutung, die Westphalen mit Recht abweist". Ebenso hatte der Prinz in seinem Schreiben schon auf die Neuwahl des Abgeordnetenhauses hingewiesen und das Ministerium mußte so auch zu der Ueberlegung fortschreiten, ob eine solche unerwünschte Einmischung des Landtags auch nach der Neuwahl bei einer etwaigen Verlängerung der Stellvertretung nicht zu befürchten wäre, — die dritte Frage Hohenlohes. Der Inhalt der vierten Frage der Memoiren, welche Schritte nämlich für die Folgezeit zu unternehmen seien, lag in den Worten des Schreibens des Prinzen, in welcher verfassungsmäßig gerechtfertigten Weise die obere Leitung der Staatsangelegenheiten ferner geordnet werden soll. Die Ansicht der Minister zu diesem Punkte war verschieden, darin können wir Hohenlohe folgen. Gerlach gibt das Ergebnis der langen Verhandlungen, die am 20. September zum Abschluß gelangten, wieder (a.a.O. II S. 616): „Erst wurde gesagt, das Ministerium sei einstimmig der Ansicht, daß die Fortsetzung der Vollmacht keine Verfassungs-Verletzung wäre, vier Minister hätten es aber für zweckmäßig und unverfänglich gehalten, nach dem Willen S.K.H. die Hand zur Errichtung einer Regentschaft zu bieten, fünf andere seien bei ihrer Meinung zwar

[1]) Gerlach, a.a.O. II S. 616.

geblieben, hätten sich aber dem Willen S.K.H. gefügt, die Regentschaft für zweckmäßiger zu halten". Zu den Ministern, die auf die Einführung der Regentschaft drängten, gehörten hauptsächlich Simons, von der Heydt und auch der Ministerpräsident von Manteuffel. Schon am 8. September erfahren wir von Gerlach (a.a.O. II S. 610): „In einer Ministerial-Sitzung erklären Manteuffel, Simons und Heydt den § 56 der Verfassung für eingetreten". Die Stellung der Minister Simons und von der Heydt war nicht verwunderlich, denn sie hatten sich, wie wir sahen, schon früher für die Herbeiführung der Regentschaft eingesetzt. Anders Manteuffel. Er war zunächst mit Gerlach darüber einig gewesen, möglichst den Zustand der Stellvertretung beizubehalten, hatte sich aber unter dem Einfluß des Prinzen zu einer Aenderung seiner Ansicht bestimmen lassen, und stand bei den Verhandlungen, die auf das Schreiben des Prinzen hin erfolgten, dann auf der Seite der Minister Simons und von der Heydt. Wie von Gerlach wurden ihm auch von anderer Seite persönliche, ehrgeizige Motive als entscheidend für den Wechsel seiner Ansicht unterschoben. So schrieb Rudolf Haym am 12. Oktober an Duncker[1]): „Geholfen zur Regentschaft hat aber leider auch Manteuffel, der seit sieben Wochen die Regentschaft auf seine Fahne geschrieben und sich damit die volle Ungunst der Königin, zugleich jedoch den Dank des Prinzen verdient hat. Der Prinz glaubt sich ihm verpflichtet, soweit man dahinter kommen kann. Denn er ist von der äußersten Zugeknöpftheit, und bestimmt weiß ich, daß Manteuffel selbst seiner Sache — ich meine seines Postens — nichts weniger als sicher ist"[2]). Mögen bei Manteuffel auch persönliche Motive mitgespielt haben, so glauben wir doch, daß es in der Hauptsache das Staatsinteresse war, das ihn in seinem Handeln bestimmte. Es war ja schließlich kein anderer Weg gangbar, wollte man nicht die schwersten Verwicklungen heraufbeschwören. Manteuffel war über die Absichten des Prinzen von Preussen ja genau informiert, und bei dem aussichtslosen Zustand des Königs schien ihm wohl ein Eingehen auf diese Absichten unumgänglich zu sein, umsomehr als er genau wusste, dass der Prinz keineswegs aus Ehrgeiz, sondern nur, um einem für das Land bedenklichen Zustand ein Ende zu machen, die Regentschaft erstrebte. Was endlich die von Hohenlohe sogenannte fünfte Frage betrifft: „Was ist zu tun, wenn der König sich weigert, den Prinzen von Preussen zum Regenten zu ernennen", so wird durch Gerlach bestätigt, dass dieser Punkt in dem Ministerium zur Sprache kam. Der letztere schreibt am 21. September (a.a.O. II S. 615): „Später las ich den Brief des Prinzen an die Königin, daß die Minister ihm geraten haben, im Falle der Weigerung des Königs zu unterschreiben, Seiner Majestät die Regierung zurückzugeben". Gerlach trägt am folgenden Tag aber dann ein (a.a.O. II S. 616), dass Massow und Westphalen nichts von einem solchen Beschluss wüssten und ihn auch nicht unterschrieben hätten. Es hat sich dabei wohl nicht um einen offiziellen Beschluss des Ministeriums, sondern um Ratschläge gehandelt, die einzelne Minister dem Prinzen in den persönlichen Aussprachen gaben, die während der Verhandlungen im Ministerium stattfanden.

[1]) Max Duncker, Politischer Briefwechsel aus seinem Nachlaß. Hrsg. von Dr. Johannes Schultze, Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 12, Stuttgart und Berlin 1923.

[2]) vgl. dazu Bernhardi, a.a.O. III S. 77; Gruner, a.a.O. 26. Jahrg. II. Bd. S. 334.

Fassen wir zusammen: die Memoiren sind weithin zutreffend in der Darstellung der Fragen und Probleme, die sich bei der Beratung über die Einsetzung der Regentschaft im Ministerrat ergaben; ebenso zeigt sich Hohenlohe im allgemeinen über das Ergebnis der Verhandlungen richtig unterrichtet. In verschiedenen Punkten bedürfen die Memoiren aber der Berichtigung: Schon lange vor dem an das preussische Staatsministerium gerichteten Schreiben war den Ministern der Wille des Prinzen bekannt und hat man sich im Ministerium über die Einrichtung der Regentschaft Gedanken gemacht; das Schreiben des Prinzen, das den Anstoss zur eingehenden Behandlung der Frage gab, stammt schon vom 18. August 1858, nicht erst aus den Monaten September und Oktober dieses Jahres; es hat sich endlich nicht um eine Folge von fünf logisch berechneten schriftlichen Fragen gehandelt, sondern durch das oben wiedergegebene Schreiben des Prinzen ist die Behandlung aller in Betracht kommenden Fragen angeregt worden.

Die Entscheidung im Ministerium war also gefallen, der Wille des Prinzen von Preussen hatte sich durchgesetzt, aber noch stand mancher Kampf bevor, bis es zur Unterzeichnung der Order durch den König kam. Hohenlohe weiss darüber folgendes (S. 130/31): „Der Prinz legte der Königin die Lage der Dinge vor. Diese wusste aus dem Munde des freimütigen, ehrlichen Dr. Böger, dass man keine Hoffnung habe, den König jemals wieder regieren zu sehen, und hielt es daher für das einzig Richtige, dass der Wille des Prinzen von Preussen geschehe, der doch die Zügel der Regierung nun ganz in der Hand behalten werde. In richtiger Erkenntnis, dass es gar nicht auf die Form ankomme, in welcher dies geschehe, enthielt sie sich eines jeden Vorschlages und übernahm es selbst, den König zur Unterschrift einer solchen Kabinettsorder zu überreden, wie sie der Prinz aufsetzen lassen werde . . . Die Königin stellte ihm [dem König] vor, die Krankheit verhindere ihn doch längere Zeit, selbst zu regieren, er müsse jetzt für den Winter nach Italien gehen, es sei besser für ihn, wenn er nicht nach einem Vierteljahr wieder die Aufregung habe, den Prinzen von Preussen von neuem mit den Geschäften zu betrauen, die Regentschaft höre doch auf, sobald der König wieder gesund sei und selbst regieren könne. Da entschloss er sich, zu unterschreiben. Dies geschah am Anfang Oktober 1858".

Die Gerlachschen Denkwürdigkeiten geben uns hier wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen und lassen uns erkennen, dass in Wahrheit neben Gerlach auch die Königin, die von Gerlach stark beeinflusst war, sich der Regentschaft lange widersetzte. Sowohl Gerlach wie die Königin waren über den hoffnungslosen Zustand des Königs allerdings im klaren. Schon im April 1858 erschien dem Generaladjutanten die Wiederherstellung des Königs „völlig unmöglich"[1]) und er berichtet am 9. September 1858 ebenso an Manteuffel, dass die Wiederherstellung des Königs leider unwahrscheinlich sei[2]). Trotz dieser Einsicht war Gerlach ein entschiedener Gegner der Regentschaft. Er zog die Stellvertretung, bei der der Prinz nach den Intentionen seines königlichen Bruders regierte, der Regentschaft, die ihn von dieser Fessel befreite, vor. Des Prinzen eigene Ansichten standen bekanntlich denen Gerlachs in manchen Punkten

[1]) Gerlach, a.a.O. II S. 593; vgl. ebenda S. 598, 605, 609.
[2]) Manteuffel, a.a.O. S. 308.

entgegen. Besonders unsympathisch war es dem letzteren auch, dass bei der in der Verfassung vorgesehenen Regentschaft der Landtag mitzureden hatte. Am 3. Juni 1858 schreibt er in seinen Aufzeichnungen (a.a.O. II S. 602): „Die Regentschaft ist der grösste Sieg der Konstitution, denn sie macht die Stände zum Schiedsrichter über den König“[1]). Mit der in der Verfassung vorgesehenen Regentschaft begebe man sich, wie er schreibt (a.a.O. II S. 609), auf den Boden der „konstitutionellen Legislative“. Seiner Ansicht nach traf der Paragraph der Verfassung, der von einer dauernden Dispositionsunfähigkeit des Königs sprach, auf den vorliegenden Fall gar nicht zu. Noch am 19. September 1858 bat er den Premierminister dringend (a.a.O. II S. 614), „doch alles anzuwenden, dass es bei der Vollmacht sein Bewenden behält“. Als die Regentschaft am folgenden Tag vom Ministerium beschlossen worden war, wollte er zwar die Verantwortung nicht übernehmen, dem König zu raten, die Vollziehung einer solchen Order geradezu zu verweigern[2]). Aber er bemühte sich leidenschaftlich darum, wenigstens die Ausschaltung des Landtags zu erreichen. Zum letzten Mal hat er seinen Standpunkt in aller Schärfe am 8. Oktober in einem Schreiben an Manteuffel dargelegt[3]). Da der König dispositionsfähig sei, so war sein Argument, könne nicht gemäss der Verfassung vorgegangen werden, und der Prinz von Preussen gründe sein Recht als Regent nicht, wie in der Verfassung vorgesehen, auf seinen eigenen Entschluss, die Regierung zu übernehmen und auf die Anerkennung der Notwendigkeit der Regentschaft durch den Landtag, sondern auf die Uebertragung oder Vollmacht des dispositionsfähigen Königs. Wenn man anders vorgehe, so glaubte Gerlach „damit die Souveränität halb zum Fenster hinausgeworfen“[4]). Dass die Durchführung der Massnahmen endlich doch in dem von ihm bekämpften Sinne erfolgte, hat Gerlach, der eine solche Wendung schon am 23. September 1858 als „einen Schlag für die Monarchie“ bezeichnet hatte (a.a.O. II S. 617), tief getroffen.

Es ist notwendig, sich diese Stellung Gerlachs deutlich zu vergegenwärtigen, weil er die Königin entscheidend in ihrer Haltung beeinflusst hat. Es ist von hohem Interesse, zu verfolgen, wie in den Gerlachschen Denkwürdigkeiten diese Beeinflussung der Königin deutlich wird. Zunächst weiss der Generaladjutant am 7. Juni 1858 von der Königin (a.a.O. II S. 603): „Seit der ärztlichen Konsultation hat sie es aufgegeben, dass der König wieder regieren wird, und nun ist ihr alles gleichgültig, was nach dieser Seite hin geschieht“. Dass Gerlach indessen sie zu einer aktiveren Stellungnahme in der Regentschaftsfrage bewegen wollte, geht aus einem Eintrag am 11. Juni hervor (a.a.O. II S. 603): „Die Königin hat sich bei Frau von Massow über mich beklagt: Ich sagte ihr nur Unangenehmes. Ist der König hoffnungslos, so hat sie ja nicht Unrecht, in Bezug auf die Regentschaft mir zu sagen: ‚Was gehen mich diese Spitzfindigkeiten an?‘.“ Diese Meinungsverschiedenheiten zwischen Gerlach und der Königin dauerten an, noch am 27. Juni findet sich in den Tagebüchern folgende Stelle (a.a.O. II S. 604): „In meiner Krankheit beschäftigte mich sehr die Situation und die daraus hervorgehenden Diffe-

[1]) vgl. Gerlach, a.a.O. II S. 611.
[2]) Ebenda S. 615.
[3]) Manteuffel, a.a.O. S. 326.
[4]) Ebenda S. 329.

renzen mit der Königin, welche ihrerseits sich darüber beunruhigte, dass sie mich so wenig gesehen und von dem König ferngehalten hätte". Die Wirkung der Gerlachschen Worte blieb nicht aus. Am 2. September bemerkt er (a.a.O. II S. 607/08): „An Manteuffel habe ich wegen der Regentschaft geschrieben. Meyerinck ist überzeugt, dass die Königin streng bei dem Satz bleiben wird: ‚Eine möglichst vollständige Vollmacht, aber keine Regentschaft'." Natürlich wurde es der Königin schwer, ihren Gemahl zu der Abgabe der königlichen Gewalt zu bestimmen, aber zweifellos waren es hauptsächlich auch die Rücksichten auf die Gesundheit des Königs, die die Königin bewegten. Gerlach weiss am 3. September zu berichten (a.a.O. II S. 608): „Die arme Königin! Böger hat gesagt, man müsse nur daran denken, das Leben des Königs zu erhalten, was an einem Faden hinge . . . Die immer mehr zunehmende Hypochondrie des Königs hält die Königin für sehr bedenklich. Daher ist sie entschieden gegen die Regentschaft und gegen einen Ausspruch über dauernde Verhinderung". Dass es sich dabei nicht nur um einen Vorwand handelte, beweist die Tatsache, dass Böger auch dem Prinzen von Preussen erklärte, dass das Aussprechen der Regentschaft tödlich für den König werden könne,[1]) beweist auch eine Erzählung des Prinzen von Preussen selbst, die Bernhardi wiedergibt (a.a.O. III S. 32): „Bei der letzten Verlängerung der Stellvertretung sagte der Kämmerer Schöning . . . zum König: ‚Ach Majestät, das hilft ja alles nichts — es wird ja doch in drei Monaten noch nicht gehen und in sechsen auch nicht'. Darüber, bei der blossen Vorstellung, dass er die Regierung nicht demnächst wieder werde übernehmen können, geriet der unglückliche König in eine so leidenschaftliche Aufregung, dass sein Leben infolge davon mehrere Tage in Gefahr schwebte".

Am 12. September begab sich der Ministerpräsident nach Sanssouci und hatte eine längere Audienz bei der Königin. Er teilte die wesentlichsten Punkte der Unterredung dem Prinzen mit[2]). Die Königin lehnte es ab, ihren Gemahl mit der Idee der Regentschaft vertraut zu machen, da sie davon den nachteiligsten Einfluss auf seinen Gesundheitszustand befürchtete; sie befürchtete ferner, daß der Landtag, wenn er einmal zugezogen sei, sich in alle möglichen auf die königliche Familie bezüglichen Dinge mischen könnte. Wenn man von der Regentschaft spreche, so würde es der König so auffassen, als ob er unter Kuratell gestellt werden sollte. Deshalb wünschte die Königin die Fortlassung des Wortes „Regent" aus der Order. Der Prinz von Preussen erklärte sich in einem Schreiben an Manteuffel[3]) damit einverstanden, die Bezeichnung „Regent" wegzulassen und nur von den „gesetz- und verfassungsmässigen Anordnungen" zu sprechen, nur müsse der König wissen, was darunter verstanden wird. In den folgenden Tagen wird nun der Widerstand der Königin schwächer. Gerlach selbst war es, der der Königin von einem allzu starken Widerstand abriet. Am 13. September schreibt er (a.a.O. II S. 612): „Ich sagte [zur Königin], meines Erachtens stünden die Dinge so, dass nichts mehr zu machen wäre und die Königin sich in alles fügen müsste. Ich möchte ihr raten, nachzugeben, denn der Widerstand

[1]) Gerlach, a.a.O. II S. 613.
[2]) Manteuffel, a a.O. S. 308/09.
[3]) Ebenda, S. 310/11.

würde doch nicht zum Ziele führen, nur Differenzen zwischen ihr und dem Prinzen hervorbringen, welche von den übelsten Folgen sein könnten". Ebenso spricht sich Gerlach am 18. September aus (a.a.O. II. S. 613): „Ich überlegte mir meine eigene Rolle und war entschieden der Meinung, dass man der Königin nicht zu einem auf die Spitze gestellten Widerstand gegen den Prinzen raten kann; wie könnte sie ohne die Familie, ohne die Minister auf eigene Hand das tun. Sie hatte vollständig recht, als sie sagte: ‚Ich brouilliere mich keinesfalls mit Wilhelm'." Der klare Wille des Prinzen, der im Interesse des Wohles des Vaterlandes dem unhaltbaren Zustand der Stellvertretung ein Ende zu machen wünschte, begann sich durchzusetzen, ohne dass damit die Königin ihren gegensätzlichen Standpunkt aufgegeben hätte. Sie machte daraus kein Hehl. An eben dem 18. September teilt Gerlach mit (a.a.O. II. S. 614): „'Uhden hat recht', sagte die Königin, ‚die Minister haben sich erbärmlich benommen, ich habe ihm aber gesagt, ich könnte das nicht durchfechten gegenüber dem Prinzen und dem Ministerium. Es ist sehr schwer, dass ich gegen meine Ueberzeugung dem König das vorlegen und ihn zur Unterschritt vermögen soll'." Der endgültige Verzicht der Königin ist in dem ergreifenden Brief ausgesprochen, den sie am 22. September an den Minister des Königlichen Hauses von Massow richtete. Es heisst darin[1]): „Ich werde die schwere Pflicht, den König auf eine ihm ganz unerwartete Entschliessung vorzubereiten und seine Zustimmung zu erlangen, gewissenhaft und nach Kräften erfüllen, wenn auch mit schwerem Herzen und grossen Sorgen für sein Wohl. Niemand und vor allem mein Gewissen soll mir etwas vorwerfen können, aber ich verwahre mich feierlichst gegen die Königliche Familie und den Staat vor jeder Verantwortlichkeit für die Folgen, die daraus für die Gesundheit des Königs und für seine ohnehin trübe Stimmung entstehen können, Folgen, auf welche die Aerzte wiederholt und dringend aufmerksam machten. Die Räte der Krone, deren Stimme in dieser Angelegenheit die Entscheidung gaben, müssen die Verantwortung tragen".

Am 7. Oktober erfolgte die Unterzeichnung der Order durch den König. Wir haben darüber einen Bericht der Königin selbst, die in einem Brief an den Prinzen von Preussen schreibt[2]): „Da sich Fritz heute entschieden hat den 22. zu reisen, nahm ich diesen Anlass, ihm zu sagen, es müsse nun wohl an ein neues Arrangement mit Dir gedacht werden, was er gleich bereitwillig zugab. Ich sagte ihm, — da er nun lange abwesend wäre und doch wichtige Entscheidungen vorkommen könnten, so wäre Dir eine grössere Gewalt mit dem Titel Regent zu geben; er verstand auch dies, ich las ihm die Order vor, die er gleich unterschrieb, nachdem ich ihn noch einmal gefragt hatte, ob er keine Einwendungen zu machen habe, und auch wiederholt, dass er bei seiner Genesung alsbald die Regierung wieder übernehmen würde".

Zusammenfassend können wir also feststellen, dass die Vorgänge sich auch diesmal nicht in solcher Einfachheit und Geklärtheit abspielten, wie Hohenlohe annimmt: wir müssen der Königin eine entschiedenere aktivere Rolle zuschreiben, als es nach Hohenlohe erscheinen könnte. Der letztere weiss, obgleich er sich in nächster Nähe der beteiligten

[1]) Aktenstücke etc. S. 691.
[2]) Ebenda S. 691/92.

Persönlichkeiten befand, doch nichts von den Gegensätzen innerhalb des königlichen Hauses und von den dem Unterzeichnungsakt vorhergehenden Verhandlungen und Ueberlegungen.

Auf den folgenden Seiten befasst sich Hohenlohe mit den Meinungsverschiedenheiten, die nun innerhalb der einzelnen Landtagsfraktionen über die Regentschaftsfrage entstanden. Eine Zeit lang schien es, als ob es in der entscheidenden Landtagssitzung eine lebhafte Debatte geben sollte und in diesem entscheidenden Augenblick durch hitzige Reden Uneinigkeit ins Land gebracht werden würde. Der Vater des Prinzen, Präsident des Herrenhauses, hat seine ganze Energie aufgeboten, um einen solchen Verlauf zu verhindern. Und tatsächlich gelang es auch in der entscheidenden Sitzung der vereinigten Häuser, bei der des Prinzen Vater den Vorsitz führte, mit erhebender Einmütigkeit ohne Debatte die Notwendigkeit der Regentschaft zur Anerkennung zu bringen. Die fesselnde Erzählung Hohenlohes von der denkwürdigen Sitzung, die von Abeken (a.a.O. S. 519/20), der selbst anwesend war, in allen Punkten bestätigt wird, sei zum Abschluss hier wörtlich angeführt. Hohenlohe erzählt uns (S.134): „Die Sitzung fand statt. Die Spannung war gross. Die Tribünen waren überfüllt. Mit atemloser Aufmerksamkeit lauschte man dem Referat Homeyers. Es war ein Meisterstück von rationellem Patriotismus und juristischer Schärfe. Als er geendet hatte, erhob sich der Präsident und sagte: ‚Ich eröffne die Diskussion'. Darauf sah er sich langsam dreimal in der grossen Versammlung um, mit einem Adlerblick, vor dem, wie Graf Eberhard Stolberg nachher sagte, jedem die Lust zum Reden vergangen sei, der noch Lust dazu gehabt hätte. Es wird erzählt, einer habe versucht, sich zu erheben, um sich zum Wort zu melden. Seine Nachbarn aber hätten ihn an den Rockschössen festgehalten. Darauf rief der Präsident mit Stentorstimme: ‚Es hat sich niemand zum Wort gemeldet, ich schliesse die Diskussion' und schlug mit der Faust triumphierend auf das Pult des Präsidentensitzes. Hierauf liess er abstimmen und forderte diejenigen, welche die Notwendigkeit der Regentschaft anerkannten, auf, sich zu erheben. Wie auf Kommando standen alle Mitglieder auf. Er machte die Gegenprobe: Wer dagegen stimme, möge aufstehen. Niemand rührte sich! Jetzt forderte er, bei dieser Einstimmigkeit zwischen Fürst und Volk, die Mitglieder auf, dem König und dem Regenten ein dreifaches Hoch auszubringen. Da machte sich die Stimmung Luft. Es ertönten brausende Hochs, in das die Tribünen und sogar Mitglieder des diplomatischen Korps begeistert mit einstimmten. Kein Auge blieb trocken".

Kaiser Napoleons III. Besuch in Baden im Jahre 1860

(Hohenlohe Bd. 2 S. 285–286)

Wie vorsichtig wir den Memoiren gegenüber sein müssen, besonders dort, wo Hohenlohe nicht aus eigener Anschauung spricht, zeigt uns der auf S. 285 ff veröffentlichte Abschnitt „der König in Paris". Es wird dabei sowohl der Besuch Napoleons III. in Baden im Jahre 1860 wie der Besuch König Wilhelms in Frankreich im Jahre 1861 geschildert. Bei beiden Ereignissen war Hohenlohe selbst nicht anwesend, doch stützt er sich bei der Darstellung des Zusammentreffens in Paris ausdrücklich darauf, dass er „manches aus sicherer Quelle" erfahren habe.

Wir wenden uns zuerst der Badener Zusammenkunft zu. Hohenlohe schreibt darüber (S. 285/86): „Er [Napoleon] hatte deshalb im Jahre 1860 dem Regenten eröffnet, es sei an der Zeit, den Bedürfnissen der deutschen Nation nach einer grösseren Einigkeit Rechnung zu tragen, und deshalb wolle er ihn in Baden besuchen, um mit ihm das Nähere über die in Deutschland nötigen Veränderungen zu besprechen. Der Regent antwortete, er werde sehr geehrt sein, den Besuch des Kaisers Napoleon in Baden zu empfangen, und da hierbei Veränderungen in Deutschland besprochen werden sollten, so habe er sofort sämtliche deutsche Fürsten aufgefordert, bei dieser Zusammenkunft zugegen zu sein oder sich durch einen Prinzen ihres Hauses vertreten zu lassen. Zugleich liess er diese Einladung ergehen . . . Alle deutschen Fürsten waren der Einladung gefolgt, nur Oesterreich hatte schmollend nicht einmal einen Erzherzog gesendet. In Baden aber beschränkte sich der Besuch auf den Austausch von Höflichkeiten, denn Napoleon wollte eben in Gegenwart der deutschen Fürsten, von denen er einen Teil zu schädigen beabsichtigte, durchaus nicht seine Pläne enthüllen".

Wir wissen über die Vorgeschichte der Badener Zusammenkunft infolge verschiedener Berichte und Briefe ziemlich gut Bescheid. Kaiser Napoleon hatte seinen Wunsch nach einer Zusammenkunft mit dem Prinzregenten wiederholt ausgedrückt und sich mehrmals gegen den damaligen preussischen Gesandten in Paris in vertraulichen Gesprächen dahin geäussert, dass er gegen eine Machtausdehnung Preussens im Norden nichts einzuwenden habe, wenn man ihm eine Rektifation der Grenze am Rhein gewähre. In Berlin ging man auf Napoleons Pläne nicht ein und schob die Aufforderungen nach einer Zusammenkunft höflich zurück[1]). Im November 1859 und April 1860, so erfahren wir aus einem Brief des Prinzregenten an den Grossherzog Friedrich I.

[1]) Gruner, a.a.O. 26. Jahrg. 3. Bd. S. 81/82; Duncker, a.a.O. S. 201 ff.

in Baden[1]), habe er aus plausibel zu machenden Gründen eine Zusammenkunft mit Napoleon abgelehnt. Mit deutlicher Wendung gegen die französischen Absichten hatte der Prinzregent am 25. Mai 1860 bei der Einweihung der Rhein-Nahe-Bahn das Wort gesprochen[2]): Preussen wird nie zugeben, dass auch nur ein Fuss breit deutschen Landes verloren gehe. Napoleon, der wohl einsah, dass er auf diesem Wege nicht weiter komme, da man in Berlin kein Entgegenkommen für seine Pläne zeigte, und dem doch daran lag, in nähere Fühlung mit Preussen zu treten, hat bei dem erneuten Drängen auf eine Entrevue mit dem Prinzen nicht mehr, wie Hohenlohe glaubt, Andeutungen auf die in Deutschland vorzunehmenden Veränderungen gemacht, sondern im Gegenteil als Grund seines Wunsches einer Zusammenkunft „die Absicht ausgesprochen, seinen Willen, den Frieden zu erhalten, dadurch vor Europa zu beweisen und die Aufregung der Gemüter in Deutschland zu beschwichtigen"[3]). Dem Prinzregenten war es daraufhin nicht mehr möglich, die Zusammenkunft abzulehnen, wenn er nicht Napoleon ernstlich vor den Kopf stossen wollte. So hat er denn Napoleon benachrichtigen lassen, dass er vom 15. Juni ab zu seiner Kur sich in Baden aufhalten werde[4]). Dass die Worte des Kaisers seinen wahren Absichten entsprachen, wurde nicht geglaubt. Der Prinzregent selbst war jedenfalls nicht davon überzeugt; in seinem Brief an König Johann von Sachsen am 13. Juni 1860 sagte er von Napoleon, dass er „seinen Worten nach diese Zusammenkunft wünscht im Interesse des allgemeinen Friedens und um den absurden Gerüchten über seine Revindikationsideen auf das linke Rheinufer ein Ende zu machen"[5]). Ja noch am 16. Juni versicherte der Prinzregent in Gegenwart der Könige von Bayern und Sachsen, er halte es nicht für unmöglich, dass der französische Kaiser auf seine früheren Vorschläge, Erwerbung der dänischen Herzogtümer durch Preussen gegen ein entsprechendes Aequivalent zugunsten Frankreichs, zurückkommen würde. Er werde ein solches Angebot mit aller Bestimmtheit zurückweisen. Etwaige Versicherungen Napoleons, dass ihm alle Eroberungspläne fern lägen, würde er bestens annehmen, ohne dem Kaiser Glauben zu schenken[6]).

Durch die Ankündigung seiner friedlichen Absichten hatte Napoleon zunächst einmal sein Ziel erreicht. Das Zustandekommen der Entrevue war für ihn schon ein Vorteil: entweder es gelang ihm doch noch, den Prinzregenten in persönlicher Aussprache für seine Pläne zu gewinnen; blieb der Regent aber fest, so würde schon die reine Tatsache der Unterhandlung das Misstrauen der deutschen Fürsten gegen die preussische Politik noch steigern und Preussen dadurch in den Augen seiner Verbündeten verdächtigen und in eine Stellung drängen, die es dann doch vielleicht geneigter machen würde, die dargebotene Hand Frankreichs zu ergreifen.

Mit Geschick hat der Prinzregent diese Situation zu meistern gewusst. Er hat die friedlichen Versicherungen Napoleons aufgegriffen und

[1]) Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Von Hermann Oncken 1. Bd. Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 22, Berlin und Leipzig 1927.
[2]) Wilhelm des Großen Briefe etc. S. 490.
[3]) Ebenda S. 491; vgl. Großherzog Friedrich I. von Baden etc. S. 178.
[4]) Der alte Kaiser etc. S. 249.
[5]) Ebenda.
[6]) Paul Hassel, König Albert von Sachsen, 2. Teil, Berlin und Leipzig 1900, S. 80/81.

zur ausdrücklichen Voraussetzung der Zusammenkunft gemacht, „die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt zu sehen“[1]). Er unternahm noch einen weiteren Schritt. In dem erwähnten Brief an den Grossherzog Friedrich I. von Baden schreibt er darüber[2]): „Da er [Napoleon] mir nun auf das Bestimmteste versichern liess, dass er diese Zusammenkunft wünsche, um Europa eine Gewähr zur Erhaltung des Friedens zu geben, und er sich auch nicht abschrecken liess, auf derselben zu bestehen, als ich ihm sagen liess, dass ich im voraus die deutschen und Grossmächte von dieser Absicht unterrichten müsse (um jedes Misstrauen in meine deutsche Politik von vornherein zu besiegen), so ging ich auf sein Anerbieten ein“. Durch eine diplomatische Note setzte die preussische Regierung die Mächte davon in Kenntnis, dass eine Zusammenkunft des Prinzregenten mit Napoleon stattfinde, und die Basis der Verhandlungen die Integrität Deutschlands bilden würde. Gleichzeitig hat der Prinzregent den König Max von Bayern und den König Wilhelm von Württemberg, mit denen schon vorher ein Zusammentreffen in Baden geplant gewesen war, im Sinne der ergangenen Note aufgefordert, wegen Napoleons Erscheinen ihre Anwesenheit dort zu dieser Zeit nicht aufzugeben. Im Gegenteil sollte durch dieses zufällige Zusammentreffen den Friedensbestrebungen des Prinzregenten noch grösserer Nachdruck verliehen werden. Mit welchem Misstrauen man das Zusammentreffen verfolgte, zeigt die Tatsache, dass der König von Hannover ganz überraschend persönlich bei dem preussischen Regenten erschien und den Wunsch aussprach, in Baden anwesend sein zu dürfen, wenn der letztere es erlaube. Wilhelm erwiderte, dass er nichts zu erlauben oder zu verbieten hätte, aber nichts gegen ein Erscheinen des Königs einzuwenden habe. Da auf diese Weise nun drei Könige in Baden anwesend sein würden, hat der Prinzregent den König Johann von Sachsen von dem Sachverhalt unterrichtet, damit er nicht glauben sollte, dass es sich hier um eine hinter seinem Rücken geschehene Verabredung handle. Er stellt dem König etwaige Beschlüsse in der Königszusammenkunft anheim, da er, wie er ausdrücklich bemerkt, „keine Einladungen ergehen lassen kann noch darf“[3]).

Der Irrtum Hohenlohes besteht also darin, dass er den Regenten sämtliche deutsche Fürsten zur Teilnahme auffordern lässt, weil hierbei Veränderungen in Deutschland besprochen werden sollten. Im Gegenteil, obwohl die Integrität der deutschen Gebiete die Voraussetzung der Unterredung war, hat der Prinzregent doch, um jegliches Misstrauen zu zerstören, die deutschen Fürsten und Staaten benachrichtigt. Eigentliche Einladungen der Fürsten waren nicht erfolgt — der Prinzregent hat es ja ausgesprochen, dass er dazu nicht berechtigt sei —, und damit verliert auch die Bemerkung Hohenlohes, dass Oesterreich schmollend nicht einmal einen Erzherzog gesandt habe, ihre Berechtigung. Dass die Fürsten so zahlreich erschienen — es waren auch die Grossherzöge von Baden, Weimar, Hessen-Darmstadt und die Herzöge von Coburg und Nassau anwesend — hatte seinen Grund in dem Misstrauen, das man noch immer gegen die preussische Politik hegte. Es

[1]) Wilhelms des Großen Briefe etc. S. 492; vgl. Großherzog Friedrich I. von Baden etc S. 178.
[2]) Großherzog Friedrich I. von Baden etc. S. 178.
[3]) Der Alte Kaiser etc. S. 250.

ist bezeichnend, wenn Bernhardi sagt[1]): „Die deutschen Fürsten sind also nicht nach Baden gekommen, um sich Napoleon III. als eine geschlossene Phalanx gegenüberzustellen, sondern aus Misstrauen gegen Preussen, um den Prinzregenten zu überwachen". Allerdings muss hinzugefügt werden, dass der Erfolg dann doch ein ganz anderer war und das Erscheinen der Fürsten sich in ganz anderer Weise ausgewirkt hat. Die klaren und bestimmten Versicherungen des Prinzregenten konnten ihren Eindruck nicht verfehlen. Preussen allein, dieses Gefühl musste sich auch bei den Fürsten, die Preussens Einfluss am stärksten bekämpften, durchsetzen, war imstande den befürchteten Annexionsgelüsten Frankreichs entgegenzutreten. Und so war es doch schliesslich eine geschlossene Phalanx geworden, die, den Prinzregenten als den geborenen Führer und den wahren Vertreter der deutschen Interessen an der Spitze, dem Kaiser Napoleon entgegentrat. So fasste es auch das Volk auf, das die Wohnung des Prinzregenten jubelnd umdrängte. Napoleon hatte keine andere Möglichkeit als seine eigentlichen Pläne zurückzuhalten und sich auf den Austausch von Höflichkeiten zu beschränken. Der Prinzregent aber konnte mit Recht in einem Brief an Ernst Curtius von dem „kleinen Sieg, den er in Baden gewonnen" habe, sprechen[2]).

Der Bericht Hohenlohes über den Besuch des Prinzregenten in Paris ist ein besonders bemerkenswertes Beispiel für die Verschiebung der Vorgänge in Hohenlohes Gedächtnis. Diesen Abschnitt hat Hermann Granier schon kritisch betrachtet[3]), und ich kann mich deshalb ganz kurz fassen. Hohenlohe will aus sicherer Quelle gehört haben (S. 286), wie der König in Paris durch Jagden und Paraden unterhalten worden sei. Den Glanzpunkt habe eine Parade von 100 000 Mann gebildet. Hören wir nun Granier selbst (a.a.O. S. 598/99): „Eine ganze Druckseite ist von diesem ‚Hörensagen' ausgefüllt — in Wahrheit aber war der König damals mit bewusster Absicht überhaupt nicht in Paris, sondern in Compiègne und von französischen Truppen sah er nur ein dorthin entbotenes Bataillon der Garde-Zuaven und das in Compiègne garnisonierende Guiden-Regiment der Kaiserlichen Garde . . . Augenscheinlich liegt hier eine Verwechslung mit dem Besuche König Wilhelms bei der Pariser Weltausstellung im Juni 1867 vor, wobei allerdings eine grosse Parade auf dem Longchamp stattfand, wenn auch nicht von 100 000, so doch von etwa 50 000 Mann".

[1]) Bernhardi, a.a.O. Teil 4. Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. Leipzig 1895. S. 6.

[2]) Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1903. S. 543.

[3]) Besprechung des dritten und vierten Bandes der Memoiren in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Bd. 20, 1907 (S. 593—604) S. 598/99.

Das Ende der neuen Aera und das Ministerium Hohenlohe

(Hohenlohe Bd. 2 S. 304—306)

Mit besonderem Interesse verfolgen wir, was Hohenlohe uns von der Zeit zu sagen weiss, in der sein Vater an die Spitze des Ministeriums trat. Das führt uns in die kampf- und folgenreiche Zeit des Konflikts.

Hören wir Hohenlohe selbst (S. 304/05): „Der Konflikt war nun fertig, und die Regierungsmaschine konnte so nicht weitergehen, denn das Budget des Abgeordnetenhauses hatte der König nicht angenommen, das Budget des Königs war vom Abgeordnetenhause verworfen. Dasselbe war mit dem Gesetz über Ministerverantwortlichkeit geschehen. Alle anderen Forderungen des Abgeordnetenhauses waren derart, dass kein Monarch sie erfüllen konnte, wollte er Monarch bleiben. Ueber das, was jetzt zu tun sei, gingen die Meinungen des Ministeriums auseinander. Drei Minister, Bernstorff, Roon und von der Heydt waren der Meinung, man müsse das Abgeordnetenhaus auflösen. Sie sahen keine Gefahr, selbst wenn Neuwahlen noch mehr im Sinne der Opposition ausfallen sollten, denn von der Heydt machte auf denjenigen Paragraphen der Verfassung aufmerksam, nach welchem, solange kein Budget rechtzeitig zwischen der Regierung und dem Landtage vereinbart sei, die alten Steuern forterhoben würden. Somit war von der Heydt der Vater jenes budgetlosen Zustandes, unter welchem, wie die Fortschrittspartei in Wort und Schrift oft behauptet, Preussen vier Jahre lang geseufzt hat . . . Die übrigen Minister waren dafür, den Anforderungen des Landtags nachzugeben. Der Fürst von Hohenzollern befand sich auf Urlaub. Der König zog bei der zu fassenden Entscheidung meinen Vater zu Rate, und diesem sagte das Programm der drei genannten Minister mehr zu als das der übrigen. Infolgedessen wurde meinem Vater der Vorsitz im Staatsministerium übertragen, die drei genannten Minister blieben im Ministerium, die übrigen schieden aus und wurden durch Männer ersetzt, die sich den politischen Ansichten der drei anschlossen. Der Landtag wurde aufgelöst, und Neuwahlen in der verfassungsmässigen Zeit angesetzt".

In diesem Bericht über den Beginn des Ministeriums seines Vaters tritt die Unzuverlässigkeit der Memoiren mit besonderer Deutlichkeit hervor. Keiner der angeführten Sätze entspricht ganz der Wahrheit, meist enthalten sie sogar offensichtliche Irrtümer. Wir werden durch Hohenlohe in die Zeit vor der Auflösung der Kammer, die am 11. März 1862 erfolgte, geführt. Sein erster Irrtum besteht darin, dass er das, was sich in den Monaten August und September 1862 in dem neugewählten

Landtag ereignete, in die ersten Monate des Jahres 1862 vorverlegt. In diesem Frühjahr war es nämlich noch gar nicht zur direkten Ablehnung des vom Ministerium vorgelegten Budgets gekommen. Der Kampf zwischen Regierung und Kammer war in einem ganz bestimmten Punkt zusammengefasst, in dem Antrag Hagen, der eine Spezialisierung des Staatshaushaltes schon für das Jahr 1862 forderte[1]). Obgleich der Finanzminister deutlich zu erkennen gegeben hatte, dass das Ministerium die Annahme des Antrags als Misstrauensvotum betrachten würde, wurde der Hagensche Antrag am 6. März mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen. Das Schicksal der von dem Ministerium vertretenen Heeresreorganisation war darnach nicht mehr zweifelhaft. Das Ministerium liess es deshalb gar nicht mehr zu einer Abstimmung über das Budget kommen, sondern reichte, wie zu erwarten war, am 8. März seine Entlassung ein. Der König lehnte bekanntlich diese Entlassung ab und löste dagegen am 11. März das Abgeordnetenhaus auf. Die Annahme des Antrags Hagen war es also und nicht die direkte Verwerfung des Budgets oder die des Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit, was zur Auflösung der Kammer führte.

Auch über die Vorgänge innerhalb des Ministeriums macht Hohenlohe falsche Angaben. Die Gegensätze innerhalb des Ministeriums betrafen nicht die Frage der Auflösung oder Nichtauflösung der Kammer. „Dass mit der Kammer nicht zu regieren war, erklärten die alten Minister unanime", schreibt der König am 2. April an den Grossherzog Karl Alexander[2]). Nur der Kultusminister von Bethmann-Hollweg hatte die Vertagung der Kammer vorgeschlagen und forderte deshalb seine Entlassung,[3]) die ihm auch am 10. März bewilligt wurde. Mit Ausnahme von Bethmann war man sich also darüber einig, dass Nachgiebigkeit gegen diese Kammer nicht am Platze sei, sondern ihre Auflösung zu erfolgen habe. Der Paragraph, auf den Hohenlohe von der Heydt bei dieser Gelegenheit hinweisen lässt, ist der § 109 der Verfassung, in dem es hiess: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelner Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden". Dieser Paragraph kam damals, als die Auflösung des Hauses ein rechtzeitiges Zustandekommen des Etats verhinderte, in Frage, und es ist wohl möglich, dass von der Heydt darauf hingewiesen hat. Aber der Schluss, den Hohenlohe daraus zieht, dass von der Heydt damit der Vater des budgetlosen Regiments sei, ist falsch. Mit dem Hinweis auf den § 109 liess sich rechtfertigen, dass man auf Grund des vorjährigen Budgets Ausgaben machte, solange der Etat des laufenden Jahres noch beraten wurde. Dagegen ging die allgemeine Meinung dahin, dass dies nicht mehr möglich sei, sobald dieser Etat ausdrücklich abgelehnt worden ist. In dem Bericht des Staatsministeriums vom 9. September 1862, der von der Heydts und Bernstorffs Meinung am deutlichsten

[1]) Die Absicht der Fortschrittspartei ging dahin, durch den Antrag Hagen den rechtsstehenden Teil des Ministeriums, vor allem Roon und Bernstorff zu verdrängen. Vgl. Adalbert Wahl, Beiträge zur Geschichte der Konfliktszeit. Tübingen 1914. S. 9 ff.

[2]) Kaiser Wilhelms I. Weimarer Briefe. Bearbeitet von Johannes Schultze, 2. Bd. Berlin und Leipzig 1924. S. 33. Vgl. Großherzog Friedrich I. von Baden etc. S. 329.

[3]) S. Dunker, a.a.O. S. 322.

wiedergibt, wird dies jedenfalls ausdrücklich betont: „Es ist allerdings nach dem bisherigen Verfahren, dessen Verfassungsmässigkeit im allgemeinen zwar bezweifelt werden kann, welches aber von dem Landtage in allen vergangenen Jahren zugelassen, statthaft gewesen, vorläufig auf Grund des Etats für 1861 zu wirtschaften, solange der für 1862 entworfene Etat noch der legislativen Beratung unterlag. Sobald dieser Etat für das laufende Jahr jedoch verworfen worden, verliert die Staatswirtschaft jede gesetzliche Unterlage, da der Etat für 1861 ausdrücklich nur für dieses einzelne Jahr gesetzlich festgestellt worden ist, und in jenem Falle auch nicht weiter das bezeichnete Verfahren in Anwendung gebracht werden kann".[1]) Hohenlohe, der, wie wir sahen, fälschlich glaubt, dass es vor der Auflösung der Kammer im März 1862 schon zur Ablehnung des Budgets gekommen sei, verwechselt hier ebenfalls die später aufgestellte Lückentheorie, die erst eine Grundlage für das budgetlose Regiment schuf, mit dem im Frühjahr 1862 in Betracht kommenden § 109. Dieser Irrtum erklärt auch die Behauptung, dass von der Heydt durch den Hinweis auf den Paragraphen der Gefahr einer noch stärker werdenden Opposition in dem neu zu wählenden Abgeordnetenhaus zu begegnen gehofft habe. Mit dem § 109 war dies nicht möglich, wohl aber mit der Lückentheorie. Ausserdem kann man aus den Denkschriften und Aufzeichnungen entnehmen, dass man noch gar nicht daran dachte, dass nach der legalen, aber energischen Wahlbeeinflussung, die von seiten der Regierung stattfinden sollte, die Wahlen noch ungünstiger ausfallen könnten, sondern man erhoffte umgekehrt noch alles von der Zusammensetzung des kommenden Landtags. Am 1. März berichtet Bernhardi (a.a.O. IV S. 277): „Bernstorff, Roon und von der Heydt haben nur einen Gedanken: sie steuern so gerade als möglich auf die Auflösung des Hauses los — Auflösung! — da wird alles gut danach! — Sie hoffen dann durch Massregeln à la Westphalen ein Abgeordnetenhaus zu schaffen, wie sie es brauchen".[2]) Und gerade von der Heydt scheint seiner Sache sehr sicher gewesen zu sein. Er dachte sich, so berichtet Bernhardi (a.a.O. IV S. 265) nach einer Erzählung Auerswalds, „die Sache leicht".

Nicht die Frage der Kammerauflösung also führte zu den Gegensätzen innerhalb des Ministeriums, dieses spaltete sich erst in zwei Lager bei der Frage, was nun in Zukunft zu geschehen habe. Diese Gegensätze waren zwar schon während der Verhandlungen über die Auflösung hervorgetreten, doch sah der König die Auflösung der Kammer als die zunächst durchzuführende Massnahme an und drängte darauf hin. Die Uneinigkeit im Ministerium werde er darnach zu beseitigen wissen, äusserte er am Abend des 8. März gegen den Kronprinzen[3]). Am Schluss des Berichts des Ministeriums vom 9. März, in dem der Rat zur Auflösung des Abgeordnetenhauses ausgesprochen worden war, war dann ausdrücklich darauf hingewiesen worden, „dass bei den weiter zu beratenden Massnahmen sich leicht Differenzen im Schosse des Staatsministeriums zeigen könnten, die den Austritt einzelner Mitglieder des-

[1]) Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlass des Grafen Albrecht von Bernstorff. Hrsg. von Dr. Albrecht Ringhoffer, Berlin 1906, S. 534.

[2]) vgl. auch Bernhardi, a.a.O. IV, S. 218, 229 und 235.

[3]) Duncker, a.a.O. S. 322.

selben nach sich ziehen dürften".[1]) Darauf richtete der König am 11. März einen Erlass an das Staatsministerium, in dem er zu einem Bericht über die in Frage stehenden Massregeln aufforderte und zugleich seinen eigenen Standpunkt in der augenblicklichen Krise darlegte. Von weitergehenden Konzessionen könne nun keine Rede mehr sein, das Hauptaugenmerk sei auf eine gesetzliche Beeinflussung der Wahlen zu richten[2]). An dem gleichen Tag wurde des Prinzen Vater zum interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums ernannt, da Krankheit und Abwesenheit dem Fürsten zu Hohenzollern die Ausübung seines Amtes unmöglich machten.

Damit kommen wir zu einem weiteren Irrtum in den Angaben des Memoirenschreibers. Sein Vater übernahm den Vorsitz nicht erst, nachdem ihm die Programme der beiden Gruppen des Ministeriums vorgelegen und er sich für eines von beiden entschieden hatte. Die Reihenfolge der Ereignisse geht aus dem Anfang der Denkschrift der Minister von der Heydt, Roon und Bernstorff vom 13. März hervor:[3]) „Nachdem sich in der gestrigen Sitzung des Staatsministeriums eine Diskussion darüber entsponnen hat, welche Vorschläge Seiner Majestät dem Könige infolge des Allerhöchsten Erlasses vom 11. d. M. zu machen sein werden, und sich dabei eine wesentliche und durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen der Majorität und der Minorität des Staatsministeriums ergeben hat, der neu ernannte Herr Präsident des Staatsministeriums, Prinz zu Hohenlohe, aber wünscht, die Hauptpunkte dieser Meinungsverschiedenheit von beiden Seiten klar formuliert zu sehen, um sich zunächt selbst für die eine oder die andere Meinung erklären und demnächst Seiner Majestät über das Allerhöchstdemselben von ihm vorzuschlagende Programm Vortrag halten zu können, haben die drei unterzeichneten Staatsminister sich über die nachfolgenden Punkte geeinigt". Bekanntlich entschied sich, insofern gelten die Worte Hohenlohes, der König für das Programm der drei konservativen Minister, erteilte den liberalen Ministern am 17. März die erbetene Entlassung und ersetzte sie durch Männer, die der politischen Richtung der drei verbleibenden Minister näherstanden.

Hohenlohe hatte den Vorsitz übernommen, um das Ministerium mit seinem erlauchten Namen zu schmücken, da sich kein anderer gefunden hatte. Er fühlte sich in seinem Alter den Lasten des neuen Amtes nicht mehr gewachsen. „Es wurde deshalb verabredet", schreibt Hohenlohe (S. 305), „mein Vater solle nur über die schwebende innere Krisis forthelfen und alsbald von seiner Stellung als Ministerpräsident zurücktreten, wenn er eine Persönlichkeit ausfindig gemacht haben werde, die zu derselben geeignet sei".[4]) Diese Persönlichkeit habe sein Vater auch ausfindig gemacht — nämlich Bismarck. Dessen Ernennungsgeschichte erzählt Hohenlohe folgendermassen (S. 306): „Als mein Vater im April dem Könige den damaligen Gesandten in Petersburg, Herrn von Bismarck-Schönhausen als die geeignetste Persönlichkeit für die Stellung eines Ministerpräsidenten bezeichnete, da sah ihn der König gross an und antwortete: ‚Sie scherzen wohl'?. Mein Vater aber stellte dem König

[1]) Bernstorff, a.a.O. S. 516.
[2]) Ebenda S. 516—518.
[3]) Ebenda S. 519.
[4]) Vgl. Manteuffel, a.a.O. S. 368.

die verschiedenen guten Eigenschaften Bismarcks vor. ‚Ach bewahre', sagte der König, ‚der ist ja viel zu flatterhaft. Schlagen Sie mir einen andern vor'." Sein Vater habe darauf geschwiegen, aber nach drei Tagen sei der König darauf zurückgekommen und habe erklärt, dass er, der König, neulich die Idee ausgesprochen habe, Bismarck an Hohenlohes Stelle zu setzen. Bismarck sei in Frankfurt, Wien und Petersburg orientiert, er wolle ihn nun noch nach Paris und London schicken, damit er auch dort die massgebenden Leute noch kennen lernen würde. Solange müsse Hohenlohe noch bei ihm aushalten. „So gebührt meinem Vater das Verdienst", schliesst Hohenlohe (S. 306), „den rechten Mann für die rechte Stelle vorgeschlagen zu haben".

Mit dieser Erzählung hat sich Kurt Promnitz[1]) auseinandergesetzt und wir fassen seine Ergebnisse zusammen. Dass Hohenlohe den König auf Bismarck hinwies, dürfe ohne weiteres angenommen werden, da im Mai Hohenlohe ja Bismarck selbst beschwor, sein Amt zu übernehmen.[2]) Promnitz hegt aber Bedenken gegen das Datum des Monats April, da in diesem Monat kein Anlass für ein solches Gespräch ersichtlich sei, eher würde die Zeit nach den Wahlen im Mai passen. Die erste ablehnende Antwort des Königs passe genau zu dem Bild, das man sich nach den anderen Quellen von dem Verhältnis des Königs zu Bismarck zu machen habe. Nicht so das zweite Gespräch; die Abneigung des Königs komme darin gar nicht zum Ausdruck, ein so äusserlicher Grund, wie Hohenlohe angibt, könne den Aufschub nicht bewirkt haben, da zudem Bismarck längst in Paris orientiert war. Die Versetzung nach Paris und die Fahrt nach London könne nicht in Zusammenhang mit dieser Unterredung gebracht werden. Der König habe sogar damals an die sofortige Ernennung Bismarcks zum Minister gedacht, der Grund des Aufschubs sei bei Bismarck gelegen. Promnitz sagt zusammenfassend (a.a.O. S. 34): „So möchte es uns beinahe bedünken, als ob das zweite Gespräch eine nachträgliche Auslegung der Ereignisse, die den wirklichen Sachverhalt nicht kennt, brächte". Wir geben Promnitz auch völlig recht, wenn er sich weiterhin mit aller Entschiedenheit gegen die Behauptung Hohenlohes wendet, dass seinem Vater das Verdienst gebühre, den rechten Mann für die rechte Stelle vorgeschlagen zu haben, ein Urteil, das die längst bekannten Tatsachen, Roons Hauptanteil an der Berufung, vollständig ignoriere. „In Wahrheit", schliesst Promnitz (a.a.O. S. 35), „können wir zu keinem anderen Resultat kommen, als dass auch Hohenlohe einmal, wie z. B. früher der Fürst von Hohenzollern, beim König für Bismarck eingetreten ist. Roons Hauptverdienst aber bleibt unbestritten".

[1]) Bismarcks Eintritt in das Ministerium. Historische Studien, Heft 60, Berlin 1908, S. 33 ff.
[2]) Bismarck, a.a.O. S. 250; vgl. auch Bernhardi, a.a.O. IV S. 286.

Die Danziger Rede des Kronprinzen am 5. Mai 1863

(Hohenlohe Bd. 2 S. 330—332)

Auf S. 330 ff kommt Hohenlohe auf die bekannte Danziger Rede des Kronprinzen vom 5. Mai 1863 zu sprechen. „Künstliche Verdächtigung des Kronprinzen", ist der Abschnitt überschrieben, und Hohenlohe stellt entschieden in Abrede, dass die viel beachteten Worte in Danzig der Ausfluss einer wirklichen Opposition des Kronprinzen gegen die augenblickliche Regierungsweise waren. Er erzählt den Hergang uns folgendermassen: Der Kronprinz habe eine Reise nach der Provinz Preussen gemacht, um die Garnisonen zu besichtigen. Als er nach Danzig fuhr, sei ihm Herr von Winter, der Danziger Oberbürgermeister, entgegengefahren und habe dem Kronprinzen unterwegs viel von der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den Massregeln der Regierung gegen die polnische Insurrektion erzählt. Beim Empfang in Danzig habe Herr von Winter in seiner Begrüssungsansprache gesagt, der Empfang seitens der Stadt wäre weit herzlicher gewesen, wenn die Gemüter nicht durch die letzten Massregeln der Regierung gegen die Polen in eine äusserst bedrückte Stimmung versetzt worden wären. „Daraufhin platzte der Kronprinz ärgerlich mit einer Redensart heraus, deren ungefährer Sinn war: ‚Was gehen mich denn diese Massregeln an? Ich habe dabei nicht mitzusprechen gehabt'. Diese Antwort des Kronprinzen wurde sofort von der gesamten liberalen Presse ausgebeutet und mit den üblichen Entstellungen und Randglossen wiedergegeben. Es wurde des Ausführlichsten gefolgert, wie der Kronprinz gar nicht mit der Politik einverstanden sei, zu der der Herr von Bismarck den alternden Vater verleite . . ."

Seltsames Gemisch von Irrtum und Wahrheit! In der Hauptsache hat sich Hohenlohe gründlich versehen. Es war nicht Entstellung, sondern Tatsache, dass es sich um einen tiefgreifenden Konflikt zwischen dem Kronprinzen und der augenblicklichen Regierung handelte. Wir wissen, dass die Danziger Rede keine unbedacht hingeworfene Aeusserung war, sondern den Höhepunkt und in gewissem Sinn auch den Endpunkt einer langen schmerzlichen Entwicklung bedeutete[1]). Den Eintritt Bismarcks in das Ministerium hatte der Kronprinz als eine schlimme Wendung betrachtet. Unter den Beratern des Kronprinzen war man verschiedener Ansicht über die Art, wie er den Gefahren, die durch dieses Ministerium heraufbeschworen würden, begegnen sollte. Der Rat, den Duncker dem Kronprinzen erteilte, ging dahin, ein öffentliches Aussprechen seiner gegensätzlichen Ansichten zu unterlassen und seine Meinung im Ministerrat energisch geltend zu machen. Den ersten Teil dieser Mahnungen befolgte der Kronprinz fürs erste, im übrigen aber hielt er sich an die Ratschläge seiner übrigen Freunde, die ihn aufforderten, sich ostentativ

[1]) Vgl. zum folgenden Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich, Bd. 2, Berlin 1899, S. 1 ff; Martin Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., Wiesbaden 1908, S. 107 ff; Richard Haym, Das Leben Max Dunkers, Berlin 1891, S. 292 ff; Bismarck, a.a.O. S. 316 ff; vgl. auch Bernhardi, a.a.O. Teil 5, Der Streit um die Elbherzogtümer, Leipzig 1895, S. 112.

von jeder politischen Tätigkeit fernzuhalten und so eine Art passiven Widerstands durchzuführen. Im Oktober 1862 wurde deshalb von dem kronprinzlichen Paar eine Reise nach dem Süden unternommen. Nach seiner Rückkehr im Dezember 1862 führte der Kronprinz seinen passiven Widerstand weiter durch. Schweigend nahm er am Ministerrat teil. Bei alledem liess er aber seine nächste Umgebung nicht im geringsten Zweifel über seine eigentliche Gesinnung. Diejenigen, die ihn kennen würden, wüssten, woran sie mit ihm wären, schrieb er am 27. Mai 1863 an Duncker[1]). Auch die von Bismarck am 8. Februar 1863 mit Russland abgeschlossene Uebereinkunft zwecks gemeinsamen Vorgehens zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes fand nicht die Billigung des Kronprinzen, doch, Dunckers mahnenden Worten gemäss, trat er auch jetzt nicht aus der strengen Zurückhaltung der Oeffentlichkeit gegenüber hervor.

Da führte die Angelegenheit der Presseordonnanz eine Aenderung herbei. In Anwesenheit des Kronprinzen war im Staatsministerium darüber beraten worden. Friedrich Wilhelm hatte sein grundsätzliches Schweigen gebrochen und gegen den seiner Ansicht nach gesetzwidrigen und gefährlichen Charakter der Ordonnanz Einspruch erhoben. Bevor er am 31. Mai nach Preussen und Pommern zur Truppeninspektion abreiste, hatte er dem König im Hinblick auf die Presseverordnung schriftlich die dringende Bitte ans Herz gelegt, dass irgend welche verfassungswidrigen Massregeln vermieden werden möchten. Am 1. Juni erschien die Presseverordnung dennoch. Am 3. Juni erfuhr der Kronprinz durch das „Graudenzer Extrablatt" und den „Staatsanzeiger" die „Oktroyierung"[2]). Noch am gleichen Tag richtete er ein Schreiben an Bismarck, in dem er einen scharfen Protest gegen das Verfahren des Kabinetts einlegte und die förmliche Mitteilung dieses Protestes an das Staatsministerium verlangte. Am 4. Juni erhielt er die Antwort des Königs auf sein Schreiben vom 31. Mai. Der König rechtfertigte den Erlass der Verordnung durch den Art. 63 und durch das Recht des Königs, den Zeitpunkt der Gefahr zu bestimmen. Das Schreiben war im ganzen väterlich und milde gehalten, doch hatte der König warnend darauf hingewiesen, dass oppositionelle Reden von dem Kronprinzen nach aussen gelangt und ihren Weg zu ihm gefunden hätten. An demselben Tag brachte die Kronprinzessin, die ihrem Gemahl nach Graudenz gefolgt war, diesem ein Schreiben Dunckers vom 2. Juni. Bei aller scharfen Kritik an der Presseverordnung hat der Ratgeber des Kronprinzen doch zu erkennen gegeben, dass er wünschte, dass der Kronprinz sich mit einer schriftlichen Verwahrung gegen den König und den Ministerpräsidenten begnüge und nicht öffentlich gegen den ministeriellen Erlass protestiere. Im Sinne dieses Vorschlags Dunckers schrieb der Kronprinz am 4. Juni an seinen Vater, zeigte ihm den dem Ministerium übersandten Protest an und bezeichnete die Presseverordnung als verfassungswidrig; er fügte hinzu, er wisse, was er tue, und der Schmerz, den er seinem Vater bereiten müsse, sei ihm bekannt. Duncker hatte ebenfalls am 4. Juni in lebhafter Besorgnis ein erneutes Schreiben an den Kronprinzen gerichtet, in dem er ihn nachdrücklich von einer öffentlichen Aussprache seiner

[1]) Briefe, Reden und Erlasse des Kaisers und Königs Friedrich III. Gesammelt und erläutert von Dr. G. Schuster, 2. Aufl., Berlin 1907, S. 107/108.

[2]) Vgl. zum Folgenden des Kronprinzen eigene Darstellung in einem Brief an Duncker vom 10. Juni 1863· Duncker, a.a.O. S. 348 ff.

abweichenden Meinung abzusehen bat. Der Kronprinz hat dieses Schreiben vor seiner Danziger Rede wohl nicht mehr erhalten. Auch war von anderer Seite in ganz anderem Sinne auf ihn eingewirkt worden. Die Kronprinzessin tat alles, was sie konnte, um ihren Gemahl zu bewegen, einmal seine Meinung öffentlich auszusprechen und der Welt zu erkennen zu geben, dass er an den letzten Massnahmen der Regierung keinen Teil habe[1]).

Den letzten Anstoss zu einer öffentlichen Aeusserung gab dann, wie Hohenlohe richtig erzählt, der Danziger Oberbürgermeister, Herr von Winter. Allerdings handelt es sich im Augenblick, wie wir sahen, nicht um die Massnahmen gegen die Polen, sondern Herr von Winter drang lebhaft in den Kronprinzen, für die Verfassung, die durch die Presseverordnung verletzt sei, öffentlich einzutreten. Nach schwerem inneren Kampf[2]) kam der Kronprinz zu der Ueberzeugung, dass es seine und seiner Kinder Zukunft verlange, und dass er seinem Gewissen schuldig sei, der Welt zu zeigen, dass er mit der Oktroyierung nichts zu tun gehabt habe, geschweige denn damit einverstanden sei. In der Begrüssungsansprache äusserte Herr von Winter, dass Magistrat und Bürgerschaft bedauern würden, dass die augenblickliche Lage in Preussen es unmöglich mache, der Freude der Stadt über den hohen Besuch vollen und lauten Ausdruck zu geben. In der Antwort sagte der Kronprinz u.a.[3]) „Auch ich beklage, dass ich zu einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Verordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewusst. Ich war abwesend. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt haben". Es ist bei Hohenlohe also sowohl in den Worten des Herrn von Winter wie in denen des Kronprinzen die falsche Beziehung auf die polnischen Massnahmen zu berichtigen; die Worte des Thronfolgers aber, deren Sinn ja Hohenlohe trifft, hatten ein ganz anderes Gewicht und eine ganz andere Bedeutung als ihnen in den Memoiren zugeschrieben wird.

Die von ihm selbst konstruierte Ansicht des Vorfalls führt Hohenlohe auch im folgenden durch und ordnet seiner Auffassung die Einzelheiten, über die er sich teilweise gut unterrichtet zeigt, ein. So zeigt uns das folgende wirkliche Sachkenntnis und eigene Konstruktion eng beisammen. Falsch ist, wenn es in den Memoiren heisst, dass der Kronprinz seiner Rede gar keine Bedeutung beigelegt und deshalb seinem Vater gar nichts darüber berichtet habe. Der schwerwiegenden Bedeutung seiner Worte war sich der Kronprinz bewusst. Richtig ist, dass der König von der Rede durch die Presse, ein Telegramm Wolffs, erfuhr und in hohem Grade erregt wurde. Bismarck, so erzählt Hohenlohe (331), habe zunächst auch nicht daran gezweifelt, dass es dem Kronprinzen beigekommen sei, einmal Opposition gegen den König zu machen. Dennoch habe er den König zu beruhigen gesucht und sein Verdienst sei es gewesen, in diesem kritischen Augenblick einen drohenden unheilbaren Riss zwischen Vater und Sohn verhindert zu haben. Er habe den König gebeten, nicht mit militärischer Strenge gegen seinen Sohn vorzugehen, sondern im Interesse

[1]) s. die Aeusserungen der Kronprinzessin Viktoria vom 21. Juni 1863. Großherzog Friedrich I. von Baden etc. S. 346 Anm. 1.
[2]) vgl. den Brief des Kronprinzen an Großherzog Friedrich vom 16. Juni 1863. Ebenda S. 349.
[3]) Friedrich III. a.a.O. S. 111.

des Thrones Zwistigkeiten innerhalb der Familie, aus der nur die Opposition Vorteile ziehen würde, zu vermeiden. Ausserdem mache auf einen Mann von 31 Jahren rigorose Strenge einen minder günstigen Eindruck als das Anrufen seines kindlichen Gemüts. Was Hohenlohe über diese Auseinandersetzung zwischen dem König und seinem Ministerpräsidenten uns erzählt, stimmt mit dem überein, was Bismarck darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen" berichtet (I S. 318). Nur ist der Verfasser der Memoiren wieder darin zu berichtigen, dass es nicht ein falscher Glaube war, wenn Bismarck an eine Opposition des Kronprinzen dachte. Der Kanzler war über die wirkliche Gesinnung des Thronfolgers durch dessen Protest vom 3. Juni ja sehr wohl unterrichtet.

Ueber den nun folgenden Briefwechsel zwischen König und Kronprinz finden wir in den Memoiren folgendes (S. 331/32): „Der König unterdrückte jede Aeusserung seines Zornes vorläufig und befahl nur, der Kronprinz solle einen schriftlichen Bericht über die Danziger Rede machen. Zugleich aber befahl er ihm auf das strengste, seine Reise lediglich als eine militärische Besichtigungsreise fortzusetzen und sich aller politischen Aeusserungen zu enthalten, zugleich auch sich all und jeden Verkehr und Empfang von Zivilbehörden, Bevölkerungen, Korporationen usw. zu verbitten. Der Kronprinz schickte vorläufig seinen Bericht durch seinen vertrautesten Adjutanten nach dem Babelsberg. Noch war der König nicht ganz zufriedengestellt, und es blieb eine gewisse Entfremdung bestehen, welche noch längere Zeit angedauert hat und auch erst durch Bismarcks Vermittlung beseitigt worden ist, wie wir später sehen werden, wobei Bismarck selbst die Haut zum Markte zu tragen bereit war und sich seinerseits auf lange Zeit den Widerwillendes Kronprinzen zugezogen hat".

Am 7. Juni war der Brief des Königs, auf den Hohenlohe sich bezieht, und dessen Inhalt er im grossen ganzen richtig wiedergibt, abgegangen. Der König schrieb[1]), dass der Kronprinz seine Rede, wenn sie von der Presse falsch wiedergegeben sei, öffentlich berichtigen, wenn sie richtig abgedruckt sei, zurücknehmen solle. Er verpfichtete seinen Sohn keine derartige Aeusserung mehr zu tun, widrigenfalls seine Abberufung nach Berlin erfolge, wo dann bestimmt würde, ob er seine Kommandostelle noch behalten könne. Am 10. Juni erwiderte der Kronprinz:[2]) Er bekannte sich zu seinen Danziger Worten, die das Ergebnis ruhiger Ueberlegung gewesen seien; zurücknehmen könne er von dem, was er gesagt habe, nichts. Alles, was er tun könne, sei, Stillschweigen zu beobachten. Sollte der König es wünschen, so würde er seine Stellung in der Armee und seinen Sitz im Staatsrat zu seinen Füssen legen. Er bitte, ihm einen Aufenthaltsort zu bestimmen oder ihm zu erlauben, selbst einen solchen in Preussen oder im Ausland zu wählen. Am 11. Juni erfolgte die Antwort des Königs, das Geschehene verzeihend, aber seinen Sohn noch einmal ausdrücklich zum Schweigen verpflichtend. Der Hinweis auf die Szene, da Bismarck seine Haut zu Markte getragen habe, um die letzte Entfremdung zwischen König und Thronfolger zu beseitigen — Hohenlohe kommt übrigens nicht mehr darauf zurück — deutet wohl auf die spätere Aussprache zwischen Bismarck und Friedrich Wilhelm, von der der Kanzler uns in seinen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt (I S. 323/24).

[1]) Zu dem Briefwechsel vgl. Bismarck-Jahrbuch, hrsg. von Horst Kohl, 3. Bd. Berlin 1896, S. 260/62.
[2]) Friedrich III. a.a.O. S. 111.

Der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Gastein und die Verhandlungen in Baden im Jahre 1863

(Hohenlohe Bd. 2 S. 345–355)

Im Jahre 1907 veröffentlichte Herbert Hermann Hirschberg eine Dissertation über den Frankfurter Fürstentag und dessen Vorgeschichte (s. o. S. 3 Anm. 1). Kritiklos übernimmt Hirschberg alles, was Hohenlohe, dessen Memoiren neues Licht über diese Vorgänge geworfen hätten, über den Besuch des Kaisers in Gastein, die Reise des preussischen Königs nach Baden und die dort stattfindenden Verhandlungen mit dem sächsischen König im Jahre 1863 erzählt. Zwar bemerkt Hirschberg (a.a.O. S. 21): „Es scheint mir, dass Hohenlohe sich mit Bezug auf die chronologischen Angaben ein wenig irrt" — dies ging ja schon aus den Anmerkungen des Herausgebers der Memoiren hervor —, stellt aber dann fest (ebd.), dass man bei den bestimmten Erklärungen Hohenlohes annehmen dürfe, „dass ihm vertrauliche Mitteilungen von höchster Stelle zur Verfügung standen", und bemerkt bei anderer Gelegenheit (a.a.O. S. 45/46), dass die von Hohenlohe geschilderten Ereignisse der Geschichtsschreibung bis jetzt unbekannt geblieben seien, man Hohenlohe jedoch unbedingt glauben könne. Kontrolliert man diesen Abschnitt der Memoiren etwas genauer, so wird man zu ganz anderen Ergebnissen kommen.

Schon im Jahre 1906 hat sich Max Lenz mit der Gasteiner Zusammenkunft beschäftigt und einen wesentlich anderen Verlauf als Hohenlohe festgestellt.[1]) In neuester Zeit hat Max Lenz erneut diesen Stoff aufgenommen, sich mit Paul Bailleu, der dasselbe Thema behandelt hatte[2]), auseinandergesetzt und seine frühere Arbeit auf Grund neuen Quellenmaterials ergänzt und auch berichtigt[3]). Lenz wie Bailleu nehmen übrigens auf Hohenlohe, zu dessen Kritik sie weitgehend herangezogen werden können, nicht Bezug.

Hohenlohe leitet in folgender Weise auf die entscheidenden Tage hin (S. 345/46): „Schon vor der Abreise des Königs nach Karlsbad hatte unsere Regierung Nachrichten nicht offizieller Natur, dass man in Wien einen diplomatischen Schlag gegen Preussen plane. Man hörte von Verabredungen der österreichischen Regierung mit der von Sachsen und Bayern, um unter dem Vorwande einer festeren Einigung Deutschlands Preussen ganz in Abhängigkeit von Oesterreich zu bringen und seiner Stellung als europäische Grossmacht zu berauben. . . Mit Spannung hatte daher der König wie Bismarck schon in Karlsbad den Besuch des

[1]) Max Lenz, König Wilhelm und Bismarck in Gastein. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen". Deutsche Rundschau, Bd. 129, 1906, S. 197—218 und S. 354—362.
[2]) König Wilhelm I. und der Frankfurter Fürstentag. Festschrift der Kaiser Wilhelm Gesellschaft, Berlin 1921, S. 262—271.
[3]) Max Lenz, Die Begegnung König Wilhelms mit Kaiser Franz Joseph in Gastein am 3. August 1863. Staat und Persönlichkeit. Erich Brandenburg zum 60. Geburtstag, Leipzig 1928. S. 169—213.

Kaisers von Oesterreich erwartet, da dieser sich angemeldet hatte, um den König in seinen Staaten zu begrüssen. Aber dieser Besuch ward unter allerhand Vorwänden hinausgeschoben, weil die Verabredungen zwischen Wien, Dresden und München noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt hatten. . . Wie Bismarck diese Nachrichten von den vorausgegangenen geheimen Verabredungen erhalten hat, weiss ich nicht. Jedenfalls haben sie sich später als richtig bewährt".

Es ist richtig, dass der Besuch des Kaisers schon für Karlsbad — und zwar auf Ende Juni 1863 — angesagt worden war, dann aber von Woche zu Woche verschoben wurde, so dass er $1\frac{1}{2}$ Monate später in Gastein zur Ausführung kam. Der Termin der ursprünglich für Anfang Juli geplanten Fürstenkonferenz war von der österreichischen Regierung um $1\frac{1}{2}$ Monate hinausgerückt worden und deshalb hatte sich die Einladung König Wilhelms verzögert. Kurt Dorien bemerkt[1]), dass die Gründe für die Verschiebung der Konferenz noch unaufgeklärt seien. Ist nun die Erklärung Hohenlohes, dass die Ursache der Verzögerung darin gelegen habe, dass die Verabredungen zwischen Wien, Dresden und München noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt hatten, zutreffend? Dies führt zu der umstrittenen Frage, ob vor dem Fürstentag von österreichischer Seite überhaupt Unterhandlungen mit Sachsen und Bayern stattgefunden hatten. Der preussische König hat sich verschiedentlich dazu geäussert. Am 12. August 1863 schrieb er in einem Brief von Gastein aus an den Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar[2]): „Nach meiner Unterredung mit dem Kaiser konnte ich nur annehmen, dass er meinen Plan, die ganze Angelegenheit zwischen uns erst beraten zu lassen und durch Ministerkonferenzen zu einem Beschluss durch Fürstenzusammentritt vorzubereiten, annehmen werde, sobald er nach Wien zurückgekehrt sein würde. Statt dessen sendet er mir, als er in den Wagen zur Abfahrt steigt, die offizielle Einladung zum 16. nach Frankfurt a. M. und zwar unterzeichnet am 31. Juli, also ehe er Wien verliess, und ehe wir uns gesprochen hatten. Seitdem erfuhr ich, dass Bayern, Sachsen, Darmstadt und mehrere schon länger im Geheimnis waren. Somit ward also diese wichtigste Angelegenheit hinter meinem Rücken festgestellt, und meine Inkenntnissetzung ward zur Komödie". Am 21. August 1863 richtete der König von Baden aus einen Brief an denselben Empfänger, in dem es zu diesem Punkt heisst[3]): „Was die Kenntnis des Projekts des Kaisers betrifft, so sagte er selbst mir in Gastein, mit dem König von Bayern habe er von der Sache gesprochen in Regensburg, jedoch nicht so im Detail wie mit mir. Und Minister von Beust hat an Bismarck von Fürstenkongressen als einer der Wiener Ideen gesprochen, als er zweite Hälfte Julis Dresden passierte. Von Nassau und Darmstadt waren uns Aeusserungen zugegangen, die von Vorkenntnis zeugten". Auch in dem Erlass des preussischen Ministeriums des Auswärtigen an den preussischen Gesandten von Heydebrand und von der Lasa in Weimar vom 7. November 1863 wird ausführlich auf diese Frage eingegangen. Er lautet[4]): „Der Bericht, welcher

[1]) Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag. Historische Bibliothek 21. Bd. München und Berlin 1910. S. 36.
[2]) Weimarer Briefe, S. 38.
[3]) Ebenda S. 40/41.
[4]) Ebenda S. 47/48.

Euer Hochwohlgeboren unterm 31. v. M. über Ihre Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzoge erstattet haben, hat Seiner Majestät dem König vorgelegen. Zu der Bemerkung Seiner Königlichen Hoheit: Es müsse ein Irrtum darüber obwalten, dass Bayern und Sachsen die Absichten Oesterreichs in betreff der Fürstenkonferenz eher gekannt hätten als Preussen und dass Ihm vielmehr der König von Sachsen positiv erklärt habe, nicht vor Preussen von der Konferenz benachrichtigt worden zu sein, während der König von Bayern beteuert habe, noch bei der Begrüssung Seiner Majestät des Königs, unseres Allergnädigsten Herrn, in Regensburg nichts von dem österreichischen Plan gewusst zu haben, ist von Allerhöchst demselben die folgende Randbemerkung gemacht worden: ‚Der Kaiser von Oesterreich sagte mir am 3. August in Gastein auf meine Frage: wer von den deutschen Fürsten Kenntnis des Projekts habe, wörtlich: Ich habe dem König von Bayern in Regensburg von dem ganzen Projekt Mitteilung gemacht, jedoch ihm nicht so viel Detail gegeben: Er ist aber ganz mit dem Plane einverstanden. Der Minister von Beust sprach dem Ministerpräsidenten von Bismarck in Dresden Mitte Juli von dem österreichischen Projekt eines Fürstenkongresses in der Bundesreformangelegenheit, wie Ministerpräsident von Bismarck mir in Gastein vor Ankunft des Kaisers von Oesterreich erzählte. Als ich dieses dem König von Sachsen in Baden-Baden am 20. August sagte, entgegnete er: Das müsse eine Idee von Beust gewesen sein, von der er nichts gewusst habe'. . . Ich füge Ihnen noch eine andere, denselben Gegenstand betreffende Notiz hinzu. Am 14. Juli d. J. besuchte der herzoglich Sachsen-Koburg-Gothasche Staatsrat Franke auf seiner Reise nach Italien den königlichen Gesandten in Bern. Er teilte ihm bei dieser Gelegenheit mit, dass in der deutschen Frage nächstens eine entscheidende Wendung eintreten werde, indem Oesterreich dieselbe in die Hand zu nehmen beabsichtige. Er habe dies aus dem Munde Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich selbst, Höchstwelcher Sich jüngst bei seinem (Frankes) Aufenthalt in Begleitung Seiner Hoheit des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha in Wien sehr eingehend über diese Angelegenheit mit ihn unterhalten habe. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Im Auftrage: v. Thile".

Bei der Nachprüfung der in den drei Schreiben gemachten Angaben beginnen wir mit der Notiz über die Aussagen des Staatsrats Franke. Julius Fröbel[1]), der im übrigen bestreitet, dass den deutschen Fürsten vor Empfang der offiziellen Einladung der österreichische Plan bekannt gewesen sei, bestätigt uns, dass durch die Indiskretion des Hofrat von Gagern beim Besuch des Herzogs Ernst in Wien einer von dessen Begleitern — er nennt Kabinettsrat von Meyern — von der bevorstehenden geplanten Bundesreform und der Fürstenversammlung erfuhr. Näheres — das dürfen wir Fröbel schon in Anbetracht des frühen Zeitpunktes des Besuches (die ersten Tage des Monats Juni) wohl glauben — hörte der Herzog nicht. Was nun die Kenntnis des Königs von Bayern betrifft, so hat kein geringerer als der Kaiser selbst dem Grossherzog Karl Alexander gegenüber behauptet[2]), dass er dem bayrischen König, als er ihn in Regensburg sah, nicht ein Wort von der Fürstenzusammenkunft

[1]) Ein Lebenslauf, 2. Bd. Stuttgart 1891. S. 251.
[2]) Weimarer Briefe, S. 42 Anm. 7.

gesagt habe. Dieser Aussage Glauben zu schenken, hindern uns nicht nur die bestimmten Erklärungen König Wilhelms, sondern auch die des bayerischen Königs selbst. Wenn er beteuert[1]), dass er noch bei der Begrüssung des preussischen Königs in Regensburg nichts von dem österreichischen Plan gewusst habe, so kann dies nur so verstanden werden, dass er zwar bis zu dem angegebenen Zeitpunkt nichts erfuhr, aber dann in der Zeit von der erwähnten Zusammenkunft bis zu der der offiziellen Einladung benachrichtigt wurde. Andernfalls hätte die Zielangabe gar keinen Sinn und vernünftigerweise hätte der König von Bayern erklärt, dass er überhaupt nicht vor Preussen benachrichtigt wurde. In dieser Zwischenzeit hatte eben der Besuch des österreichischen Kaisers in Regensburg stattgefunden und wir dürfen bestimmt annehmen, dass dieser dabei den bayerischen König von der Fürstenzusammenkunft in Kenntnis setzte. Was nun endlich Beust anbelangt, so können wir in diesem Fall zu keinem so sicheren Ergebnis kommen. Der Kaiser von Oesterreich hat auch eine Mitteilung an den sächsischen Hof in Abrede gestellt.[2]) Ebenso hat aber auch König Johann zweimal versichert, dass er persönlich nichts von der geplanten Fürstenzusammenkunft vor der offiziellen Einladung erfahren habe. Auch Beust hat dem preussischen Gesandten gegenüber später bestritten, von dem Unternehmen gewusst zu haben und wiederholt dieselbe Angabe in seinen Erinnerungen:[3]) er versichert dort, dass in Dresden die Einladung völlig überraschend kam, ja bemerkt, dass gerade die Tatsache, dass er, der für den Urheber des Reformwerks gehalten wurde, zu Bismarck bei seiner Durchreise in Dresden nichts davon gesprochen habe, den letzteren misstrauisch gemacht habe, da er der Meinung war, der sächsische Minister habe ihm etwas Gewusstes, ja sogar möglicherweise Angeregtes verschwiegen. Weiterhin ist bemerkenswert, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" sich äusserst (I S. 338): „Nach den Mitteilungen von Fröbel, der sich als den Urheber des Fürstenkongresses betrachtet und ohne Zweifel in die Vorbereitungen eingeweiht war, ist den übrigen deutschen Fürsten vor Empfang der am 31. Juli datierten Einladung der österreichische Plan nicht bekannt gewesen. Es wäre jedoch möglich, dass man den nachmaligen württembergischen Minister von Varnbüler bis zu einem gewissen Grade in das Geheimnis gezogen hatte". Von der Mitteilung, die Beust ihm Mitte Juli gemacht haben soll, erfahren wir auch hier nichts, überhaupt drückt sich Bismarck in hohem Grade vorsichtig aus. Vielleicht lässt sich der Widerspruch zwischen den Angaben des preussischen Königs und den übrigen Zeugnissen so erklären, dass Beust in unbestimmter und nicht auf eingehender Vorkenntnis beruhender Weise zu Bismarck von einer Fürstenkonferenz gesprochen, und dieser, „der seinen Herrn wie kein anderer kannte und wohl wusste, dass dieser eine Nichtachtung seiner Würde am allerwenigsten vertrug",[4]) dies als Mittel benützt hatte, dem König die Nichtachtung, die in der Ueberrumpelung durch den österreichischen Kaiser lag, recht deutlich vor Augen zu führen. So hat er wohl nachträglich

[1]) s. den oben zitierten Erlaß des preußischen Ministeriums des Auswärtigen.
[2]) Weimarer Briefe, S. 42 Anm. 7.
[3]) Friedrich Ferdinand Graf von Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten. 1. Bd. 1809—1856. Stuttgart 1887 S. 325.
[4]) Lenz, Staat und Persönlichkeit, a.a.O. S. 211.

den Worten Beusts eine grössere Bedeutung zugeschrieben als es gerechtfertigt war. Mit Beziehung auf den ganzen Fragenkomplex lässt sich sagen: Der Einzige, der kurz vor dem Besuch des österreichischen Kaisers in Gastein Genaueres über den Fürstenkongress erfuhr, wird der bayerische König gewesen sein. Im übrigen mögen von österreichischer Seite in einzelnen Fällen noch Andeutungen und Hinweise auf eine bevorstehende Bundesreform erfolgt sein; um richtiggehende Verabredungen, wie Hohenlohe glaubt, um eine „Fürstenverschwörung", wie Fröbel sich ausdrückt (a.a.O. S. 252), hat es sich sicher nicht gehandelt. Darin werden wir Fröbel zustimmen. Es steht dem auch die ganze Art, wie man von österreichischer Seite das Projekt, vor allem was den Inhalt der Reformvorschläge anbelangt, behandelte, entgegen: Rechberg wie Schmerling hatten beide in dem österreichischen Ministerrat vom 9. Juli 1863 betont, dass die Reformvorschläge bis zum letzten Augenblick geheim gehalten werden müssten, weil man sonst Gefahr laufe, die Sache von vornherein erfolglos zu machen.[1]) Bei ausgedehnteren Verhandlungen wäre die Gefahr, dass Preussen vorzeitig von dem Inhalt der Pläne erfuhr, zu gross gewesen. Damit ist auch gesagt, dass der Grund für die Verschiebung der Fürstenkonferenz und, was damit zusammenhängt, des Besuches des österreichischen Kaisers in Gastein nicht, wie Hohenlohe glaubt, darin gelegen sein kann, dass „die Verabredungen zwischen Wien, Dresden und München noch zu keinem endgültigen Ergebnisse geführt hatten".

Die weitere Darstellung, die Hohenlohe gibt, ist in vereinzelten Punkten schon vom Herausgeber berichtigt worden. Es wird bemerkt, dass der Prinz sich in der Dauer des Aufenthalts des Kaisers in Gastein irrt, der letztere am 2. August 5½ nachmittags dort ankam und schon am 3. August — nicht am 4. — zurückreiste. Hohenlohe erzählt nun weiter (S. 346): „Vor- und nachmittags machten beide Monarchen lange Promenaden miteinander, meistens ganz allein. Nach jeder solchen Promenade fand sich Bismarck beim König ein, denn beide erwarteten eine politische Eröffnung. Aber jedesmal konnte der König nichts weiter sagen als ‚Noch keine Silbe!'. Es war immer nur von Jagd, Gemsen, Felsen, Alpen, dem gegenseitigen Befinden und den Verwandten die Rede gewesen. Endlich, auf der letzten Promenade, am 4. August, sagte der Kaiser dem Könige, er habe die Idee, dass einmal sämtliche Monarchen Deutschlands in Frankfurt zusammenkommen könnten, um die Wege zu einer grösseren Einigkeit zu beraten . . . ."

Diese Schilderung zeichnet sich mehr durch reizvolle Bewegtheit als durch Wahrheit aus. Was Hohenlohe erzählt, ist durchweg unhaltbar. Der Verlauf war in Wahrheit folgender[2]): Nach der Ankunft des Kaisers am Nachmittag des 2. August folgte der Besuch des Königs und der Gegenbesuch des Kaisers und dann ein grosses Diner, das der Kaiser bei dem König einnahm, und bei dem auch Bismarck anwesend war. Dann bewegten sich beide Monarchen und ihre Begleiter bis 10 Uhr unter der festlich bewegten Menge des Ortes. Am 3. August stattete der Kaiser gegen 11 Uhr dem König einen Besuch ab, wobei er seine

[1]) vgl. Max Lenz, König Wilhelm und Bismarck in ihrer Stellung zum Frankfurter Fürstentag (1. Stück). Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1929, Heft 7, Philosophisch-Historische Klasse (S. 162—175), S. 171.

[2]) vgl. zum Folgenden die oben zitierte Literatur von Lenz und Bailleu.

Pläne über die Bundesreform und Fürstenkonferenz entwickelte und eine Denkschrift zur näheren Begründung seiner Ansichten überreichte. Der Besuch dauerte ungefähr bis 12 Uhr. Von 2—3 Uhr fand ein gemeinsames Diner statt. Der Abschiedsbesuch des Kaisers fand in der Zeit von 5—6 Uhr und der letzte Gegenbesuch des Königs etwa um ½8 Uhr statt. Bei den letzten Besuchen hatten sich die Herrscher noch einmal über die Reformpläne und die Fürstenzusammenkunft unterhalten. Nur am Tag der Ankunft selbst also war nicht über die Reformfrage verhandelt worden, die Begrüssungsfeierlichkeiten und Festlichkeiten machten den Tag dazu ungeeignet. Bei der ersten der eigentlichen Unterredungen aber hatte der Kaiser dem Könige sein Vorhaben dargelegt. Die Eröffnung des Planes setzt Hohenlohe also fälschlich ganz an den Schluss des Besuches, seine anschauliche Schilderung („Noch keine Silbe!") stimmt mit der Wirklichkeit nicht überein, gemeinsame lange Promenaden haben, abgesehen von der am Abend des 2. August, überhaupt nicht stattgefunden. Der König hat seine beiden üblichen Promenaden am Morgen des 3. August — die erste vor, die zweite nach dem ersten Besuch des Kaisers — allein ausgeführt.

Ueber den Inhalt der Unterredung lässt sich Hohenlohe folgendermassen hören (S. 346/47): Der Kaiser habe seine Idee der Fürstenzusammenkunft ausgesprochen. „Der König erklärte sich gerne bereit, zu einer engeren Einigung Deutschlands die Hand zu bieten und machte den Kaiser darauf aufmerksam, dass aber die Fürsten nicht eher zusammenkommen könnten, als bis sie vollkommen sicher seien, dass ein befriedigendes Werk geschaffen werde. Denn wenn ein Fürstenkongress resultatlos verlaufe, dann entstehe daraus Unfrieden, und die Autorität der Fürsten verliere in den Augen der Untertanen. Deshalb schlug der König dem Kaiser vor, dem Fürstenkongress zu Frankfurt eine Konferenz von bevollmächtigten Ministern vorangehen zu lassen; wenn diese sich über alles geeinigt hätten, könnten die Fürsten zu einem feierlichen Kongress zusammenkommen, um ihrer Zustimmung zu dem Werke durch feierliche Weihe Ausdruck zu geben. Der Kaiser gab zu, dass die Bemerkungen des Königs wohlbegründet seien, und wollte sie in Erwägung ziehen. Die ganze Besprechung trug den Charakter der vorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee, deren Ausführung noch in weiter Ferne liege".

In Wirklichkeit waren die Ausführungen des Kaisers weit bestimmter als Hohenlohe annimmt[1]). Zugleich mit der Ueberreichung der Denkschrift hatte der Kaiser dem König seine Absicht mitgeteilt, die deutschen Fürsten zur Beratung der Bundesreform auf den 16. August nach Frankfurt a. M. einzuladen, und hatte die österreichischen Vorschläge für die neue Bundesverfassung mündlich skizziert. Dass die österreichischen Ideen schon bestimmte Formen angenommen hatten, und dass deren Ausführung in recht bedenklicher Nähe geplant war, ging aus den Worten des Kaisers also deutlich hervor. Da Hohenlohe nicht weiss, dass der Kaiser bestimmte inhaltliche Vorschläge für die neue Bundesverfassung machte, kann er natürlich auch die Antwort des Königs nicht erschöpfend wieder-

[1]) vgl. zum folgenden Abschnitt das Billet des Königs an Bismarck. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck, I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Stuttgart und Berlin, 1900. S. 74; Das Promemoria vom 4. 5. August. Lenz, Staat und Persönlichkeit, S. 180 ff; Aufzeichnungen des Königs: Wilhelms des Grossen Briefe etc. S. 65 67.

geben. Er kennt — darin richtig unterrichtet — nur den Teil der Antwort des Königs, der sich mit dem Termin und der Art des vorgeschlagenen Fürstenkongresses beschäftigte, vorausgehende Beratungen der Minister verlangte und auf den schlechten Eindruck hinwies, den es machen würde, wenn eine unvorbereitete und übereilte Fürstenkonferenz unverrichteter Dinge wieder auseinandergehen würde. Was der König gegen den Inhalt der vorgeschlagenen Bundesreform vorbrachte, ist Hohenlohe unbekannt. Allerdings standen die Einwendungen des Königs gegen den frühen Termin der Versammlung, also das Formale des Planes im Vordergrund, wie er auch bei seiner letzten Aussprache mit dem Kaiser gerade darauf noch einmal hingewiesen hatte. Unrichtig ist weiter, wenn Hohenlohe den Kaiser zugeben lässt, dass des Königs Einwände berechtigt seien. Der österreichische Herrscher hatte im Gegenteil in allen Punkten an seiner Meinung festgehalten und die Berechtigung der Bedenken des Königs nicht zugegeben. Fassen wir alles zusammen, so können wir sagen, dass der Prinz sehr ungenau über die Unterredungen und Auseinandersetzungen orientiert ist und von „vertraulichen Mitteilungen von höchster Stelle", wie Hirschberg meint, gar keine Rede sein kann.

Im Folgenden berichtet Hohenlohe (S. 347) über einen Vorfall, der sich zugetragen habe, bevor die Herrscher sich endgültig trennten. Der Kaiser habe dem König laut vor allem Publikum zugerufen: „Also auf Wiedersehen in Frankfurt". Dieses Manöver sei berechnet gewesen, um das Gerücht zu verbreiten, als ob die beiden Monarchen sich ein bestimmtes Rendezvous in Frankfurt gegeben hätten. Zur Nachprüfung steht uns des Königs eigene Niederschrift zur Verfügung. Darnach trug sich der Vorfall folgendermaßen zu[1]): „Bei einer Pause, als ich ihm [dem Kaiser] die Hand zum Abschied reichen wollte, sagte er: ‚Nun, sehen wir uns in Frankfurt a. M.?' Ich erwiderte, dass, wenn die übrigen Fürsten sich orientiert haben würden, die ganze Angelegenheit nach meiner Auffassung gehörig vorbereitet sein würde, ich mir denken könnte, dass man zum 1. Oktober so weit sein könne, sich zu einem Fürstenkongress zu versammeln. Der Kaiser entgegnete, bei einer Vorbereitung durch Minister werde nichts zustande kommen, sondern nur durch mündliche Besprechung der Fürsten. Hierauf trennten wir uns auf das herzlichste und freundschaftlichste".

Die Unrichtigkeiten in dem ganzen Abschnitt des Prinzen Hohenlohe über die Zusammenkunft der Monarchen in Gastein weisen alle in eine bestimmte Richtung und lassen eine bestimmte Eigenart der Memoiren erkennen. Der Besuch des Kaisers war ein wohlberechnetes Ueberrumpelungsmanöver. Das ist der Gesichtspunkt, unter den Hohenlohe seine Erzählung stellt. Nach seiner Art hat er dieses Moment nun aber noch über Gebühr verstärkt, indem er das Ganze als ein wohlberechnetes Komplott von Wien, Dresden und München darstellt, die Eröffnung des Kaisers erst auf die letzte Promenade legt, den Kaiser sich dabei im Sinne einer unbestimmten Idee äussern und ihn sogar auf die Einwürfe des Königs eingehen lässt und endlich das letzte Gespräch in etwas pointierterer Form wiedergibt. Sicherlich ist Hohenlohe dabei nicht mit Bewusstsein verfahren. Wir dürfen annehmen, dass er die Vorgänge, für deren Kenntnis er auf Nachrichten von zweiter und dritter Hand angewiesen war, unwillkürlich in diesem Sinne gesehen und zusammen-

[1]) Bailleu, a.a.O. S. 264.

gefügt hat. Sonderbarerweise weiss er von der eigentlich überraschenden Wendung, der nach der Abreise des Kaisers erfolgten Ueberbringung der vom 31. Juli datierten Einladung nichts.

Am 18. August traf der König von München kommend in Wildbad ein, wo er der Gast der Königin-Witwe war. Nach Hohenlohe (S. 352) sei am Morgen des folgenden Tages (19. August) die Mitteilung erfolgt, dass König Johann nach Baden reise, um den preussischen König zur Teilnahme am Fürstenkongress zu bereden. Bismarck habe seinen Herrn deshalb länger in Wildbad festzuhalten gewünscht, damit König Johann, wenn König Wilhelm nicht ankomme, unverrichteter Dinge wieder zurückkehre und dem preussischen König auf diese Weise die Aufregung der Verhandlungen erspart bleibe. Durch des Prinzen Hohenlohe Vermittlung sei eine Einladung der Königin-Witwe erfolgt und der König einen Tag länger geblieben. In dieser Form lässt sich diese Angabe mit den zeitlichen Daten nicht in Einklang bringen, denn der König fuhr in Wirklichkeit schon am Nachmittag eben des 19. August, an welchem nach Hohenlohe die Einladung für einen weiteren Tag angenommen worden wäre, von Wildbad ab.

Die Fahrt nach Baden erfolgte mit der Post über Gernsbach. Hohenlohe erzählt (S. 353): „Als wir [in Gernsbach] hielten, um Pferde zu wechseln, kam ein Lakai an den Wagen und bat den König im Namen der Königin, in ihren Wagen zu steigen. Sie war ihm in einem viersitzigen Wagen entgegengefahren. In ihrer Begleitung war die Grossherzogin von Baden und König Johann. Wir bekamen die vornehmen Insassen des Wagens gar nicht zu Gesicht, der Wagen rollte nach Baden. Wir sahen uns verdutzt an, Bismarck, Alvensleben und ich. Mit betrübten Gesichtern, wie die Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind, in stummer Resignation folgten wir, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, nach Baden". Auch in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist diese Fahrt erwähnt. Es heisst dort (I S. 340): „Es wurde mir nicht leicht, den König zum Fernbleiben von Frankfurt zu bestimmen. Ich bemühte mich darum auf der Fahrt von Wildbad nach Baden, wo wir im offenen kleinen Wagen, wegen der Leute vor uns auf dem Bock, die deutsche Frage französisch verhandelten. Ich glaubte den Herrn überzeugt zu haben, als wir in Baden anlangten. Dort aber fanden wir den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuerte". Bismarck erzählt also genau das Gegenteil: nicht mit betrübtem Gesicht und stummer Resignation, sondern mit der Hoffnung, den König überzeugt zu haben, sei er in Baden angekommen. Sicher ist nun, dass Hohenlohe in einem Punkt sich täuscht. Der König Johann von Sachsen, der am Nachmittag mit Beust in Baden-Baden angekommen war, war dem König nicht entgegengefahren, sondern traf erst am Abend beim Tee der Königin Augusta mit ihm zusammen[1]). Ob die Königin ihrem Gemahl entgegenfuhr, können wir nach den uns vorliegenden Berichten nicht entscheiden. Die Presse, soweit wir sie benützen konnten, weiss nichts davon. Die Worte Hassels: „König Johann befand sich in Gesellschaft der Königin Augusta und deren Tochter, der Grossherzogin Luise von Baden, als Wilhelm I. eintrat und ihn mit grosser Herzlichkeit willkommen hiess" . . . scheinen ebenfalls für Bismarcks Darstellung zu sprechen.

[1]) Allgemeine Zeitung, Augsburg 1863 Nr. 234; Hassel, a.a.O. S. 138.

Ueber die Verhandlungen in Baden erfahren wir von Hohenlohe, der damals der einzige Flügeladjutant vom Dienst war, folgendes (S. 354): „In den folgenden Tagen fanden lebhafte Unterhandlungen zwischen uns und den Sachsen statt. Der König hatte bei der Fahrt von Gernsbach nach Baden keine bestimmte Antwort gegeben. Jetzt verhandelte Beust mit Bismarck. Eines Morgens sandte mich der König um 9 Uhr zu Bismarck mit einer Bestellung. Ich fand den Minister noch im Bett. Als ich mich erschreckt erkundigte, ob er krank sei, rieb er sich den Kopf und sagte: ‚Nein, krank bin ich nicht, aber der Kopf brummt mir. Dieser verdammte Kerl, der Beust, hat gestern immerzu mit mir verhandelt. Als er mich nicht überreden konnte, da hat er versucht, mich mit Biertrinken zu zwingen, aber da kam er an den Rechten, da bin ich ihm doch noch über'. Am Abend tranken die Majestäten bei der Grossherzogin von Baden den Tee. Alles Gefolge war verbeten, also war der König Johann mit der Grossherzogin und unserem Königspaar allein". Ueber die Verhandlungen bei diesem Teeabend habe Hohenlohe, wie er berichtet, keine sichere Kunde erhalten. „Schliesslich sollen Gemahlin und Tochter ihn [König Wilhelm] flehentlich gebeten haben, er möge nachgeben und mit dem König Johann den anderen Tag nach Frankfurt gehen. Alle diese Stürme auf des Königs Gemüt waren zu viel für seine durch die Kuren angegriffenen Nerven. Anscheinend krank ward er in das Messmer'sche Haus zurückgefahren. Erst war der Arzt geholt, dann Bismarck. Unterdessen bestellte König Johann zum andern Morgen früh 6 Uhr einen Extrazug, um ihn und König Wilhelm nach Frankfurt zu führen. Als Bismarck aber kurz vor 11 Uhr den König verliess, brachte er die vom Könige unterschriebene Antwort zurück, dass derselbe nun und nimmermehr zu diesem Fürstentage nach Frankfurt gehen werde".

Zunächst muss der Satz „der König hatte bei der Fahrt von Gernsbach nach Baden keine bestimmte Antwort gegeben" gestrichen werden, da König Johann dem preussischen König, wie wir festgestellt haben, gar nicht entgegengefahren war. Weiter sind die Zeitangaben Hohenlohes, wie so oft, ungenau. Es wurde nicht mehrere Tage verhandelt, sondern, abgesehen vom Tag der Ankunft, haben sich König Johann und Beust nur noch den folgenden einen Tag (20. August) in Baden aufgehalten. Die Bestellung bei Bismarck und das sich daran knüpfende Gespräch muss darnach am Morgen des 20. August stattgefunden haben. Die Voraussetzungen für die Szene sind tatsächlich gegeben, denn am Abend des 19. August nahm Beust am Abendessen Bismarcks teil[1]), und die beiden Minister verhandelten bis tief in die Nacht miteinander. Ebenso fand der erwähnte Teeabend am 20. August statt. Aber König Johann nahm nicht daran teil. Nachdem am Abend des 19. August der sächsische König das Einladungsschreiben überreicht hatte, fand am Vormittag des 20. August eine erste, am Nachmittag eine zweite Unterredung zwischen den beiden Herrschern statt. Falls er ihm noch etwas zu sagen habe, wollte Wilhelm seinen fürstlichen Freund am Abend nochmals besuchen. Daran wurde er durch den Nervenunfall nach dem Teeabend verhindert. Er sandte König Johann deshalb folgendes Billet[2]): Ich wollte nach der Soirée bei meiner Tochter zu Dir kommen, ich

[1]) Beust, a.a.O. S. 332.
[2]) Der Alte Kaiser etc. S. 269.

bin aber bei ihr so unwohl von Nervenzuckungen geworden, dass ich eben erst, 11 Uhr, zu Hause komme und zu Bette soll. Alle Expeditionen erhältst Du vor 6 Uhr . . .". Damit ergibt sich auch für das Weitere bei Hohenlohe eine Verschiebung. Den Extrazug für den folgenden Morgen hatte König Johann, der gar nicht an der Soirée teilgenommen hatte, nicht erst jetzt bestellt. Schon am Nachmittag muss die Abfahrtszeit dieses Zuges auf 6 Uhr am andern Morgen bestimmt gewesen sein. Es geht dies daraus hervor, dass König Wilhelm, der den sächsischen König in der Zwischenzeit gar nicht mehr gesehen hatte, in dem erwähnten Billet schrieb: „Alle Expeditionen erhältst Du vor 6 Uhr".

Als Beust spät in der Nacht von Bismarck die endgültige Absage seines Herrn überbracht erhielt, habe er nach Hohenlohe (S. 355) zu Bismarck gesagt, „er werde sogleich den Extrazug für den andern Morgen abbestellen, denn der König sei nicht willens, ohne König Wilhelm nach Frankfurt zurückzukehren und werde nun den anderen Tag versuchen, ihn zu bereden". Auch hier ist der Zusammenhang etwas verschoben. Als der Besuch König Wilhelms nicht erfolgte, schrieb König Johann schon um 11 Uhr abends ebenfalls ein Billet an den preussischen König, in dem er mitteilte, dass er seine Abreise um einige Stunden verschieben werde, um die heute unterbliebene Besprechung noch nachzuholen und, wie verabredet, Einsicht in das Konzept des Briefes zu nehmen. Die Verschiebung der Reise war also schon beschlossen worden, bevor Bismarck die Absage überbrachte, und diesen bereits vorher gefassten Entschluss wird Beust dem preussischen Ministerpräsidenten angezeigt haben. Durch die Tatsache, dass der eigentliche Grund der Verschiebung, die Einsichtnahme in das Konzept des Briefes, durch die Ueberbringung der endgültigen Absage aber hinfällig geworden war und durch das bestimmte Auftreten Bismarcks mag man sächsischerseits dann wohl von der Nutzlosigkeit weiterer Versuche überzeugt worden sein.

In diesen Zusammenhang gehört die Auseinandersetzung zwischen Bismarck und Beust, von der Hohenlohe auf S. 355 erzählt. Bismarck habe gedroht, seinen König durch ein Bataillon preussischer Soldaten gegen erneute Belästigungen der Sachsen zu schützen und erklärt, mit seinem Kopf dafür einstehen zu wollen, dass König Wilhelm nicht ebenso zugrunde gerichtet werde wie Friedrich Wilhelm IV., den man in Dresden und Wien ruiniert habe. Wir werden diese Erzählung nicht allzu wörtlich nehmen. Allerdings ist hier Hohenlohe nicht verantwortlich zu machen, denn diese Version geht sichtlich auf Bismarck selbst zurück, der, als er auf diese Auseinandersetzung zu sprechen kam, selbst erzählt hat, dass er Beust gedroht habe, das Haus des Königs durch preussische Truppen schützen zu lassen[1]). Bei Busch[2]) findet sich neben dem Hinweis auf die preussischen Truppen auch die Bemerkung über die Erkrankung Friedrich Wilhelms IV., die von Bismarck in diesem Zusammenhang erfolgt sein soll. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" sagt Bismarck nur (I S. 341), dass die mündliche Mitteilung der Absage an den sächsischen Minister noch den Stempel seiner Erregung getragen habe. Beust aber bezeichnet die obigen Angaben Buschs als „Erfindung"[3]).

[1]) Moritz Busch, Tagebuchblätter. Leipzig 1899. 1. Bd. S. 188, 2. Bd. S. 465.
[2]) Ebenda, Unser Reichskanzler, 1. Bd. Leipzig 1884. S. 393.
Es erscheint nicht ausgeschlossen, dass Hohenlohes Erzählung auf Busch selbst zurückgeht.
[3]) Beust, a.a.O. S. 332.

Einzelheiten

(Hohenlohe 1. u. 2. Bd.)

Wir wenden uns zuerst dem ersten Band der Memoiren zu. Auf S. 79 spricht Hohenlohe vom Finanzminister Hansemann, wo nur der Minister von Patow gemeint sein kann.[1])

Der Prinz von Preussen fuhr nicht am 7., sondern am 8. Juli in die Nationalversammlung (Hohenlohe, S. 81 83).

Der Wasserfackelzug, den die Offiziere dem Prinzen von Preussen brachten, erfolgte nicht, wie es in den Memoiren heisst (S. 84) am 8., sondern am 10. Juni[2]).

Es war nicht die preussische Nationalversammlung, sondern die provisorische Zentralgewalt, die verlangte, dass das preussische Heer dem Reichsverweser huldigen — nicht etwa auf ihn vereidigt werden — sollte. (Hohenlohe S. 95)[3]). Auch stand dieser Erlass Peukers vom 16. Juli natürlich nicht, wie Hohenlohe (Ebenda) ausführt, im Zusammenhang mit der am 21. September erfolgten Uebernahme des Präsidiums des Ministeriums durch Pfuel.

Der Prinz muss auch darin berichtigt werden (S. 96), daß die preussische Nationalversammlung nicht die eigene Regierung, sondern die Zentralgewalt zum Einschreiten in Wien aufforderte.

Der Zusammenhang der Memoiren würde als Datum für die Niederlegung des Kommandos der Bürgerwehr durch General von Aschoff den Monat Oktober ergeben (S. 96). In Wirklichkeit hat Aschoff das Kommando schon am 2. Juni 1848 abgegeben.[4])

Hermann Grimm hat in der Nationalzeitung das, was Hohenlohe (S. 140) über seine (Grimms) Vermählung mit der Tochter Bettinas vorbringt, energisch zurückgewiesen.[5])

Als Datum der Mobilmachung von 1850 ist in den Memoiren (S. 146) der 9. statt dem 6. November angegeben.

Als Ursache von Brandenburgs Tod nennt Hohenlohe (S. 147) in der von Sybel[6]) bekämpften „legendären" Weise den Aerger über die Warschauer Verhandlungen und den anmassenden Ton des Kaisers.

Das dritte Buch des ersten Bandes führt uns nach Wien, wo Hohenlohe als preussischer Militärbevollmächtigter tätig war, und in die grösseren politischen Zusammenhänge des Krimkriegs. Die vielfachen Irrtümer Hohenlohes haben den Herausgeber veranlasst, den Behauptungen Hohen-

[1]) vgl. die Rezension des ersten Bandes der Memoiren durch Hermann Oncken. Deutsche Literaturzeitung, 19. Jahrg. 1898 (S. 1685—1692) S. 1688.

[2]) Leopold von Gerlach, a.a.O. I S. 169; Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen, S. 317.

[3]) vgl. Deutsche Literaturzeitung, a.a.O. S. 1688.

[4]) Die Berliner Bürgerwehr im Jahre 1848. Aus den hinterlassenen Papieren des Kommandeurs der Berliner Bürgerwehr O. Rimpler. Bearbeitet von H. Schaffert. Brandenburg a. H. 1883, S. 7.

[5]) Deutsche Literaturzeitung, a.a.O. S. 1691; Rezension des ersten Bandes im Literarischen Centralblatt für Deutschland, 1898 (S. 219 20) S. 220. Die Nationalzeitung selbst hat mir nicht vorgelegen.

[6]) Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches etc. II S. 3ff.

lohes über die politische Entwicklung zur Zeit des Krimkriegs in Anmerkungen langatmige Auszüge aus Sybel entgegenzustellen, ohne aber im einzelnen Irrtümer der Memoiren, wie etwa die Verlegung der kriegerischen Neujahrsrede Napoleons vom Jahre 1859 in das Jahr 1854 (S. 228) oder die Behauptung, dass der — in Wahrheit vielfach siegreiche — Omer Pascha sich habe schlagen lassen, wo er sich sehen liess (S. 228), zu berichtigen. Eine sehr scharfe Kritik hat Friedjung in seinem Buch über den Krimkrieg an den Memoiren geübt[1]). Der Ton der Kritik Friedjungs ist überaus schroff und in einzelnen Punkten, auf die Herman Granier in der Rezension des dritten und vierten Bandes der Memoiren[2]) hingewiesen hat, unberechtigt.

Sehr scharfen Widerspruch hat Hohenlohes Schilderung der österreichischen Armeeverhältnisse, insbesondere die Charakterisierung der „militärischen Grössen" (S. 255 ff) hervorgerufen. Es ist begreiflich, dass die „sarkastische Unbarmherzigkeit des Urteils", von der Hermann Oncken in Beziehung auf die Memoiren einmal spricht, und die an dieser Stelle besonders deutlich hervortritt, bei den Beteiligten verletzend gewirkt hat, es ist auch keine Frage, dass Hohenlohe bei dieser „fürchterlichen Musterung" manchmal über das Ziel hinausgeschossen ist, manchen Klatsch mit unterlief, manche Annekdote zum Rang wirklicher Geschehnisse erhoben wurde. So werden wir es nicht als bare Münze nehmen, wenn der Prinz uns erzählt (S. 257), dass Feldmarschall-Leutnant Graf Paur einen Artilleriehauptmann in Arrest setzen liess, weil die beiden Haubitzen in seiner Batterie kürzere Rohre hatten als die sechs Kanonen, und er glaubte, der Hauptmann habe ein Stück Bronze abgeschnitten und gestohlen. Aber trotzdem ist es nicht richtig, wenn man in den Urteilen Hohenlohes nur eine Animosität des preussischen Offiziers gegen die Oesterreicher sehen wollte. Wer die Memoiren kennt, weiss, dass Hohenlohe auch manche „Grösse" der eigenen Armee — man denke etwa an Wrangel — mit beissender Ironie behandelt. Ausserdem muss festgestellt werden, dass das Urteil, das ein so unvoreingenommener Betrachter wie Friedjung über die österreichische Armee ausspricht, in der Hauptsache mit dem Hohenlohes übereinstimmt, und dass von Helfert-Wien Hohenlohes Urteile über die österreichischen Zustände „echt preussisch, also Oesterreich durchaus nicht freundlich", aber „meist treffend und wahr und darum beherzigenswert" genannt hat.[3])

Wir kommen nun zum zweiten Band der Hohenloheschen Memoiren. Auf S. 5 spricht der Prinz von der „grossen Majorität", mit der sein Vater zum Präsidenten des Herrenhauses gewählt worden sei. Tatsächlich erhielt des Prinzen Vater 66 Stimmen, Graf Eberhard zu Stolberg 56 Stimmen.[4])

Der Selbstmord des Herrn von Raumer am 11. März 1856 erfolgte nicht 8 Tage nach seiner Vermählung (Hohenlohe S. 11), sondern, wie

[1]) s. o. S. 6 Anm. 3. Vgl. in dem Friedjung'schen Werk besonders S. 52 Anm. 1, S. 74 Anm. 1, S. 76 Anm. 1, S. 99 Anm. 1, S. 100 Anm. 1, S. 112 Anm. 3, S. 126 Anm. 1 und S. 167 Anm. 1.

[2]) Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, 1907, 20. Bd. S. 599 600.

[3]) Oesterreichisches Literaturblatt 1898, 7. Jahrg. Nr. 23 S. 729. Später, im Jahre 1906 hat von Helfert dann die auf S. 255 ff der Memoiren festgelegte Charakterisierung der österreichischen militärischen Grössen als über alle Grenzen der Schicklichkeiten des Anstandes hinausgehend bezeichnet (Allgemeines Literaturblatt, 1906, 15. Jahrg. Nr. 1 S. 10/11).

[4]) Allgemeine Zeitnng, 1856, Nr. 17.

aus einem gleichzeitigen Brief Leopold von Gerlachs hervorgeht, 3 Monate danach.[1])

Auf S. 12 schreibt Hohenlohe mit Beziehung auf das Jahr 1856: „Im April wurde eine Reise nach Rom geplant. Die Kritiker, die nichts gut fanden, was der König tat, hatten daran manches auszusetzen . . . Ich weiss nicht, warum die Reise aufgegeben ward“. Der Prinz täuscht sich hier zweifelsohne um ein Jahr. Die Reise nach Rom war im April 1857 geplant. Der Hauptgrund für das Unterbleiben der Reise bestand in den Neuschateler Wirren[2]). Auch hatte der Prinz von Preussen Bedenken wegen der Uebernahme der Regierungsgeschäfte erhoben.[3])

Anschliessend spricht Hohenlohe (S. 12) von einer Reise nach Hohenzollern, die später ins Werk gesetzt worden sei. Er erwähnt diese Reise nochmals auf S. 14. Nun war diese Reise allerdings nach Hohenzollern geplant, ging aber nicht bis dorthin, sondern nur bis Stuttgart. Der Besuch Hohenzollerns wurde verschoben, da man erst den Ausbau der neuen Schlosskapelle auf der Burg Hohenzollerns abwarten wollte.[4])

Die Königin Elisabeth, trat nicht, wie Hohenlohe S. 31 angibt, ein- undeinhalb Jahre nach ihrer Vermählung, sondern sechs Jahre danach (1829) zur evangelischen Kirche über.

Eine fehlerhafte Zeitangabe ist auf S. 46 zu berichtigen. Die Königin von Bayern sei Anfang August des Jahres 1856 in Berlin zu Besuch gewesen und habe am 3. August abreisen wollen. In Wirklichkeit war die Königin schon anfangs Juni in Berlin gewesen und am 6. Juni von dort abgereist. Zu der von Hohenlohe angegebenen Zeit befand sie sich in den unterfränkischen Bädern[5]).

Auf S. 50 wird fälschlich angegeben, dass der Prinz von Preussen im August 1856 mit der russischen Kaiserin nach Petersburg fuhr. Die Kaiserin wurde zwar von einer Reihe Mitglieder regierender Häuser, nicht aber vom Prinzen von Preussen begleitet[6]).

Bei Gelegenheit des Konfliktes mit der Schweiz wegen Neuenburg im Jahre 1857 heisst es in den Memoiren (S. 57) vom König: „. . . . . er konnte unmöglich diejenigen im Stich lassen, die in ihrer Treue gegen ihn Blut und Leben gewagt hatten, wenn er sie auch vorher hatte warnen lassen und von allen Unternehmungen abgeraten hatte“. Nach den eingehenden Untersuchungen Albert von Ruvilles[7]) und Adolf Hasenclevers[8]) hatte sich die preussische Regierung offiziell zwar keineswegs gebunden, aber Graf Pourtalès, der vor der Ausführung des Aufstandes sich nach Berlin begeben hatte, musste doch den sicheren Eindruck gewinnen, dass der König sich hinter das geplante Unternehmen stellen werde; massgebende Persönlichkeiten in der Umgebung des Königs hatten den Plan gutgeheissen und unterstützt. Ebenso bedarf in diesem Zusammenhange der Satz Hohenlohes (S. 58): „Mittlerweile bot sich Louis Napoleon als Vermittler an“ einer Richtigstellung. Preussischer-

[1]) Bismarck-Jahrbuch, 2. Bd. S. 220.
[2]) Leopold von Gerlach, a.a.O. II S. 488; Natzmer, a.a.O. IV S. 225.
[3]) Manteuffel, a.a.O., S. 183/84.
[4]) Leopold von Gerlach, a.a.O. II S. 434; Allgemeine Zeitung 1856, Nr. 175.
[5]) Allgemeine Zeitung, 1856 Nr. 155, 180, 216, 223.
[6]) Ebenda Nr. 229.
[7]) Die Lösung der Neuenburger Frage im Winter 1856 57. Beiträge zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Festschrift zu Gustav Schmollers 70. Geburtstag (S. 333—361) Leipzig 1908. S. 336 37.
[8]) Zur Geschichte der Neuenburger Frage in den Jahren 1856 und 1857. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte, 27. Bd. 1914 (S. 517-544) S. 526 27.

seits war die französische Vermittlung angerufen worden. In persönlichen Briefen hatte sich der König in bittenderem Tone, als es Manteuffel lieb war, an den französischen Kaiser gewandt[1]).

Der Krankheitsfall des Königs Friedrich Wilhelm IV. am 13. Juli 1857 erfolgte nicht erst, wie Hohenlohe glaubt (S. 78) einen Tag nach der Ankunft des Königs in Pillnitz, sondern noch am gleichen Abend des Tages, an dem er in Pillnitz eingetroffen war[2]). Bei dieser Gelegenheit macht Hohenlohe dem Leibarzt des Königs, Schönlein, auf den er überhaupt nicht gut zu sprechen ist, Vorwürfe (S. 78): „Er hatte nicht den Mut, der Wahrheit gemäss zu sagen, dass der König von einem Schlaganfall in aller Form heimgesucht sei. Denn wenn er diesen Ausdruck, der jedem Laien verständlich ist, gebraucht hätte, dann hätte sich alle Welt gewundert, warum er keinen Aderlass verordnete. Die Verantwortung für einen Aderlass wollte er aber nicht tragen, also umschrieb er den Schlaganfall mit den medizinisch richtigen Ausdrücken". Eine Umschreibung des Schlaganfalls mit den medizinisch richtigen Ausdrücken hat in den Bulletins, die, denkbar einfach, von einem „Unwohlsein" des Königs sprechen, nicht stattgefunden. Aber Schönlein hat auch ausdrücklich daran festgehalten, dass der Anfall gar nicht schlagartig gewesen sei, sondern nur eine Abspannung der Nerven stattgefunden habe[3]).

Im September 1857 spricht Hohenlohe (S. 87) von dem „vor kurzem zum Feldmarschall beförderten" Wrangel. Diese Beförderung war aber schon am 15. August 1856 erfolgt[4]).

Auch bei der erneuten schweren und entscheidenden Erkrankung des Königs am 6. Oktober 1857 macht Hohenlohe (S. 96) dem Leibarzt Schönlein Vorwürfe wegen seiner Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit. Schönlein wurde später von nahestehender Seite dagegen in Schutz genommen und seine aufopfernde Gewissenhaftigkeit gerühmt[5]). Jedenfalls ist nicht richtig, wenn Hohenlohe davon spricht, dass Schönlein wieder unverständliche Bulletins in die Welt geschleudert habe. Dass die Schwere der Krankheit des Königs aus dem Wortlaut der Bulletins wohl ersichtlich war, zeigt uns ein Brief Moltkes an seine Braut vom 9. Oktober 1857, in dem es heisst[6]): „Das heutige kurze Bulletin wird grosse Bestürzung erregen. Es sagt, dass gestern ein heftiger Blutandrang nach dem Gehirn stattgefunden und dass das Uebel noch nicht beseitigt. Wenn die Aerzte (Schönlein, Weiss und noch ein dritter) das öffentlich aussprechen, so muss wohl grosse Gefahr noch vorhanden sein".

In der von Hohenlohe auf S. 135 angeführten Liste der im November 1858 neu ernannten Minister ist eine Aenderung anzubringen. Minister des Innern wurde damals Flottwell; Schwerin, den Hohenlohe nennt, trat erst im Juli 1859 an dessen Stelle.

[1]) Preussens auswärtige Politik 1850-1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherr von Manteuffel. Hrsg. von Heinrich von Poschinger, 3. Bd. 1854—1858, Berlin 1902, S. 250/51. Vgl. Ruville, a.a.O. S. 340.

[2]) Allgemeine Zeitung, 1857, Nr. 197; Bismarck, a.a.O. S. 196.

[3]) Manteuffel, Unter Friedrich Wilhelm IV. S. 200; Abeken, a.a.O. S. 240; Natzmer, a.a.O. IV S. 245.

[4]) F. von Meerheimb, Graf von Wrangel, Beiheft zum Militärwochenblatt 1877, Berlin 1877 (S. 355—418) S. 402.

[5]) Schönleins Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. Deutsche Revue, 32. Jahrg. 3. Bd. 1907 S. 193—197. Vgl. dagegen Hermann Granier in der Rezension des dritten und vierten Bandes der Memoiren, Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte, 20. Bd. 1907, S. 599.

[6]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmut von Moltke 6. Bd. Briefe, Berlin 1892, S. 351.

Als der kranke König im Mai 1859 von seinem Aufenthalt in Italien zurückkehrte, hat ihn die Königin in Triest von der Veränderung des Ministeriums unterrichtet. „Von den neuen Ministern liess er sich jeden einzelnen nennen", heisst es in den Memoiren (S. 205). Es sei dazu bemerkt, dass dem König in Triest die Ernennung Patows und Auerswalds noch nicht mitgeteilt worden war. Er hat davon erst in Berlin erfahren"[1]).

Wo Hohenlohe auf den italienischen Krieg zu sprechen kommt, schreibt er (S. 206), dass Preussen nach den vorausgegangenen Verhandlungen keinen Beruf fühlte, seine Armee mobil zu machen. Er spricht nachher (S. 208) auch nur von der Zusammenziehung der Armee. Tatsächlich wurde die preussische Armee damals bekanntlich etappenweise mobilisiert.

Der Aufenthalt der russischen Kaiserin am preussischen Hof im Sommer 1860, den Hohenlohe (S. 220) auf „einige Wochen" ausdehnt, dauerte nur vom 27. Juli bis 3. August[2]).

Nach Hohenlohe (S. 317) gab der Minister von der Heydt in seiner neuerbauten Villa im Tiergarten im November 1861 ein Diner, bei dem der Prinz, wie er angibt, selbst anwesend war. Wie wir Bergengrün entnehmen[3]), hat von der Heydt diese Villa erst im Oktober 1862 bezogen. Das Festmahl, zu dem der König mit den in Berlin anwesenden Prinzen und Ministern erschien, fand erst am 7. November 1863 statt.

Auf S. 362 endlich gibt Hohenlohe als Datum der Rückkehr des Königs von Baden den 6. September 1863 an. Aus dem Zeitungsbericht geht hervor, dass der König schon am 3. September nach Berlin zurückkehrte[4]).

[1]) Leopold von Gerlach, a.a.O. II S. 665.
[2]) Ebenda S. 739/40.
[3]) Bergengrün, a.a.O. S. 311.
[4]) Allgemeine Zeitung, 1863, Nr. 246.

SCHLUSS

Wir sind am Ende unserer kritischen Untersuchungen angelangt. Die bisher gewonnenen Ergebnisse sollen jetzt zusammengefasst werden, eine allgemeine Bewertung der ersten zwei Bände der Hohenloheschen Memoiren den Abschluss bilden.

Wir haben in der Einleitung auf das hohe Lob hingewiesen, das den Memoiren von allen Seiten wegen ihres literarischen und ästhetischen Wertes gezollt wurde. Die schriftstellerische Leistung, Darstellung und Stil, sind von hohem Rang. In der Kunst des Erzählens ist Hohenlohe Meister. Die Freimut der Aussprache, die Frische und Kraft der Darstellung, die farbensatte Schilderung, ebenso eindrucksvoll in boshaftem Witz und feiner Ironie wie in leidenschaftlichem Bekenntnis, die Fähigkeit, eine Situation wie einen Menschen in wenigen knappen Worten zu charakterisieren und eine Pointe sicher und wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, sichern den Erinnerungen einen hervorragenden Platz in der deutschen Memoirenliteratur.

Diese Vorzüge der Erinnerungen dürfen uns aber nicht dazu führen, ihren Quellenwert zu überschätzen. Was wir hier lobend erwähnt haben, ist oft von ganz anderer Bedeutung, wenn wir die Memoiren auf ihren Quellenwert hin prüfen. Gerade die reizvolle Gestaltung der Episode und die geschickte Formulierung einer Pointe haben manche Abweichung von der genauen und einfachen Wahrheit zur Folge. Selten spielen die Vorgänge sich auch in der Wirklichkeit in solch gesammelter und pointierter Form ab. Der fesselnde Plauderer tut manchmal des Guten zu viel. Seine Schlagfertigkeit und seinen Witz übt der Prinz nur allzu gerne und lässt ein manches Mal die Zügel schiessen. Es ist eine schwere und von Hohenlohe nicht immer erreichte Kunst, im Flusse der reizvollen Erzählung mit unbeirrbarer Strenge an der zuverlässigen Wiedergabe der Vorgänge der harten Wirklichkeit festzuhalten. Weiss Hohenlohe eine „gute Geschichte", so muss er sie uns erzählen, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Erzählung auch einer strengeren Kritik standhalten kann. Vieles in den Erzählungen Hohenlohes haben unsere kritischen Untersuchungen als anekdotenhaft oder nur auf Hörensagen beruhend zurückweisen müssen. Gerücht und Wirklichkeit, Anekdote und Tatsache stehen in den Memoiren oft dicht beieinander.

Die lebendige und anschauliche Schilderung lässt den Leser oft zudem gar nicht zum Bewustsein kommen, dass hier keine gleichzeitigen Aufzeichnungen vorliegen, sondern, wie wir in der Einleitung bemerkt haben, eine auf Notizen gestützte Niederschrift aus den Jahren 1881—1883, wobei vielfach der Stoff nach der freien Erinnerung gestaltet worden ist. Dieser Abstand zwischen der Zeit des Erlebens und der Zeit der

Aufzeichnung erklärt ein gutes Teil der vorgefundenen sachlichen Irrtümer, erklärt vor allem auch die Unzuverlässigkeit in den Zahlen und Zeitangaben. Es ist das Schicksal eines jeden Menschen, dass bei einer Rückschau auf vergangene Zeiten sich in seinem Gedächtnis vieles verschoben, manches verwischt hat.

Mit der späten und nachträglichen Niederschrift hängt noch ein weiteres zusammen. Die erlebte Einzelheit ordnet sich bei der Rückschau von selbst in den nachträglich erkannten Zusammenhang ein und erhält eine Deutung in der Richtung des Ergebnisses. Die bunten Verschlingungen der Wirklichkeit, die Strömungen und Gegenströmungen werden nachträglich durch einfache, klare Linien ersetzt, der Weg wird sozusagen verkürzt und dem Erlebnis eine Deutung im Sinne des erreichten Zieles zugeschrieben. So haben wir verschiedentlich Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie in den Memoiren die Vorgänge einfacher und gradliniger dargestellt sind, als es berechtigt ist, und die schliesslich sich ergebende Lösung als die ohne weiteres gegebene und durchgeführte dargestellt wird.

Dies wirkt sich umso verhängnisvoller aus, da es Hohenlohe meist überhaupt an wirklicher eingehender Sachkenntnis fehlt. Vielfach sind seine Ausführungen nur der Beweis seiner eigenen Worte (II S. 7): „Auch erfuhr der Adjutant nichts Besonderes, denn er sass im Vorzimmer, wenn die Minister und Kabinettsräte mit dem König arbeiteten und las zuweilen die wichtigsten Dinge, die gestern in seiner Nähe beschlossen waren, erst heute in den Zeitungen". Man darf sich durch die Sicherheit und Anschaulichkeit, mit der Hohenlohe über politische Vorgänge spricht, nicht darüber hinwegtäuschen lassen, dass meist keine Informationen von massgebender Seite zugrunde liegen, sondern seine Quellen die Zeitungen, zufällige Aeusserungen beteiligter Persönlichkeiten und seine eigene ordnende — Phantasie sind. Das Ergebnis ist, dass der Prinz entweder ein wirklich vorhandenes Moment in seiner Bedeutung zu sehr verstärkt — wie z. B. beim Besuch des österreichischen Kaisers in Gastein im Jahre 1863 — oder dass er sich selbst ein ganz falsches Bild von den Vorgängen zurechtlegt und in diesen falschen Zusammenhang falsch verstandene Aeusserungen von Beteiligten einordnet — wie in einzelnen Partien der Beschreibung der Märzereignisse von 1848 — oder dass er endlich durch die mangelnde Kenntnis der Tatsachen zu falschen Schlüssen verführt wird — wie bei der Aufzeichnung über den Anteil seines Vaters bei der Berufung Bismarcks.

Diese letzteren Ausführungen führen uns zu der Frage, inwieweit der subjektive Standpunkt Hohenlohes seine Aussagen gefärbt hat, denn gerade dort, wo der Memoirenschreiber die Zusammenhänge selbst konstruiert, lassen sich die persönlichen Absichten und Interessen, lässt sich die subjektive Stellungnahme am deutlichsten beobachten. Ein Vorwurf muss hier energisch abgewehrt werden: Es ist vollkommen falsch, bei Hohenlohe von der Abhängigkeit von einer bestimmten Partei zu reden. Er hat sich im Gegenteil die Selbständigkeit jeder Partei gegenüber energisch zu wahren gewusst. Nicht die Parteidoktrin ist für ihn wesentlich, sondern entscheidend ist für ihn, der aus einer Familie stammte, die sich seit Generationen in den Dienst des preussischen Königshauses und Staates gestellt hatte, seine Einstellung als preussi-

scher Offizier. Die Momoiren führen uns nicht nur in die Gedankenwelt eines persönlich hervorragenden und bedeutenden Menschen ein, sondern geben auch ein getreues Bild der Stimmung des preussischen Offizierskorps. Darüber hinaus liegen überhaupt die Wurzeln für das ganze Bild, das Hohenlohe von den Ereignissen und Vorgängen zeichnet, in den Anschauungen des preussischen Offiziers, seinem Glauben an das Preussentum und seiner tiefen unwandelbaren Liebe zum Königshaus. Nicht parteimässige Sympathien und Antipathien oder überhaupt politische Rücksichten sind für seine Einstellung zu den übrigen Grossmächten massgebend, sondern er ist mit der Abwehr immer auf dem Plan, wo er Preussen nicht die gebührende Achtung entgegengebracht sieht. Ihn empört das selbstherrliche Auftreten des russischen Zaren in Berlin. Er ist von seiner Vorliebe für Oesterreich rasch geheilt, als er sieht, dass dieses nicht gewillt war, Preussen eine würdige und ebenbürtige Stellung einzuräumen. Als Lord Loftus einmal von einem Angriff Frankreichs sprach, gab er ihm die stolze Antwort (II S. 358) „Frankreich greift uns nicht an, sondern wir werden Frankreich angreifen. Ich bitte Sie überhaupt daran festzuhalten, dass wir uns vor andern nicht fürchten, sondern dass andere sich vor uns fürchten". Und als Lord Loftus bemerkte, dass dies keine diplomatische Antwort sei, antwortete er (Ebenda): „Sie werden von mir auch nie diplomatische Antwort erhalten, sondern stets nur eine preussische soldatische".

Die tiefe Verehrung, mit der er zu den beiden preussischen Königen, in deren persönlichen Dienst er stand, aufsieht, bricht vielfach in seinem Werke durch und hat seinen glänzendsten Ausdruck in der viel zitierten Charakteristik der beiden Herrscher (II S. 251 f) gefunden. Mit besonderer Liebe nahm er sich dabei des Königs Friedrich Wilhelm IV. an, dessen reichen und blendenden Geist er täglich bewunderte. Während Wilhelms I. Wirksamkeit auch äusserlich zu grossem Erfolg führte, glaubt er die Leistungen Friedrich Wilhelms IV. unterschätzt und verkannt. So bemüht er sich, nicht nur persönlich ein reiches und schönes Bild des Königs zu zeichnen, sondern ihn auch politisch in einem anderen Lichte zu zeigen. Er habe, so meint er (II S. 59), die rechtschaffene Lösung aller der Fragen, die er von der Regierung seines Vaters ungelöst übernehmen musste, mit seinem weltgeschichtlichen Ruhm bezahlt. Wirklich neues Material aber stand ihm nicht zur Verfügung und seine Darstellung kann an der — allerdings häufig allzu einseitigen — Einschätzung der politischen Wirksamkeit Friedrich Wilhelms IV. nichts ändern.

Seine Verehrung für die beiden Könige, deren reines Wollen und vornehme Gesinnung er kannte, tritt auch noch in anderem Sinne zutage. Sein Zorn traf jeden, der sich ihnen entgegenstellte. Er wollte nichts gemein haben mit den „Heissspornen unter den Ultrakonservativen, welche königlicher gesinnt zu sein vorgaben, als der König selbst" (Hohenlohe II S. 5). Aber hier liegt auch die Wurzel seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen die liberalen Parteien, besonders die Fortschrittspartei. Erinnerungen von 1848 her mögen noch dazu beigetragen haben seine geradezu abgrundtiefe Verachtung dieser Partei noch zu verstärken. Es ist für ihn ausgemacht, dass diese Menschen unlautere Motive leiten mussten, denn wie hätten sie sich sonst gegen einen König wenden können, dessen edle Absichten sie doch kennen mussten. Undenkbar aber ist es für

ihn, dass der preussische Thronfolger im Sinne dieser Partei Opposition gegen den König machen konnte: Die Danziger Episode wird von ihm als eine Verleumdungsaktion der Liberalen dargestellt.

Aeussert sich des Prinzen Persönlichkeit derart in der Auffassung der politischen Vorgänge, so tritt seine persönliche Eigenart auch im Ton der ganzen Memoiren deutlich hervor. Sein starkes Temperament führt ihn zu spannungsreichen Gegensätzen im Urteil. Man könnte mit einem Vergleich sagen: er malt in schwarz und weiss. Das Bild dessen, der seine Sympathie besitzt, tritt leuchtend hervor, aber er äussert auch sein absprechendes Urteil in schroffer, ja verletzender Form. Dazu kommt, dass er — streng gegen sich selbst — auch hohe Ansprüche an seine Mitmenschen stellt. Sieht er sie nicht erfüllt, so hält er mit seinem Urteil, das dann zwar subjektiv wahr, nicht aber milde oder auch nur objektiv berechtigt ist, nicht zurück. So ist herbe Ironie und kräftiger Sarkasmus vorwaltend in den Memoiren, im ersten Band am handgreiflichsten, im zweiten Band von dem Herausgeber abgeschwächt und gemildert.

Fassen wir alles zusammen: Unser Ziel war den Quellenwert der Memoiren zu erkennen. Wir haben festgestellt, dass in den beiden ersten Bänden, denen sich unsere Untersuchungen zugewandt haben, die Fehlerquellen sehr zahlreich sind, und dass vor einer Ueberschätzung des Quellenwertes gewarnt werden muss. Fesselnd geschrieben, interessant in der Art, wie im Kopfe eines bedeutenden Menschen sich die Welt spiegelt, von beachtlichem Wert für die Erkenntnis der Stimmungen und Anschauungen des preussischen Offizierkorps, sind die Memoiren in der Wiedergabe tatsächlicher Vorgänge durchaus unzuverlässig und nur nach vorausgehender strenger kritischer Untersuchung verwertbar.

Lebenslauf.

Ich, Arno Mulot, bin geboren am 10. August 1904 als Sohn des Pfarrers Rudolf Mulot und seiner Ehefrau Clara geb. Hauff. Nach dem Besuch des Evangelisch-Theologischen Seminars in Maulbronn trat ich in das Karlsgymnasium in Stuttgart über, wo ich im Jahre 1923 die Reifeprüfung ablegte. Ich wählte das Studium der Neuphilologie und bezog im Frühjahr 1923 die Universität Tübingen. Mein Studium führte mich außerdem an die Universitäten in München, Wien und Berlin. Im Frühjahr 1928 bestand ich in Tübingen die erste, nach meiner Ausbildung als Referendar im Frühjahr 1929 in Stuttgart die zweite höhere neuphilologische Dienstprüfung. Seither bin ich als Studienassessor an der Friedrich-Eugen-Oberrealschule in Stuttgart tätig.

Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Adalbert Wahl, für die Förderung meiner Studien und die wertvollen Winke bei der Abfassung meiner Arbeit meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

A. Gottliebs & J. Oßwalds
Buchdruckereien Kirchheim-Teck